TACK
NNEX
5
035
830
A
0001062983

Ludendorffs Selbstporträt

Von

Hans Delbrück

1922
Verlag für Politik und Wirtschaft
BERLIN W 35

Kurt Banach

— 35

Ludendorffs Selbstporträt

Von

Hans Delbrück

Damit die wahre Religion zur Herrschaft gelange, müssen die Götzenbilder zerstört werden. Das gilt auch von der Religion der Vaterlandsliebe

6. Auflage.

1922

Verlag für Politik und Wirtschaft
BERLIN W 35

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1922 by Verlag für Politik und Wirtschaft
Berlin W 35.

Druck: Stollberg & Co., Berlin W. 35.

Der Weg zur Revolution 1914—1918. Von Ernst v. Wrisberg, Generalmajor a. D., während des Krieges Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements. Verlag von K. F. Koehler, Leipzig, 1921. 179 S.

Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen. Von Oberst Bauer. 2. Auflage. 323 S. Osiandersche Buchhandlung, Tübingen, 1921.

Geheimbericht Nr. 7 vom Februar 1917. Die Innenpolitik Deutschlands als Instrument der Außenpolitik Frankreichs. In französischem und deutschem Text herausgegeben von Staatssekretär a. D. Conrad Haußmann, M. d. R. 56 S. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8, 1921.

Der Sturz der Mittelmächte. Von Karl Friedrich Nowak. 1.—10. Tausend. München, 1921. Georg Dr. W. Callwey Verlag für Kulturpolitik. 435 S. Preis M. 66,—.

Die Benutzung des inhaltreichen Buches wird leider sehr erschwert dadurch, daß es sich der Mode unterworfen hat, keine Kolumnen-Titel zu bringen. Ueberdies sind die Kapitel-Ueberschriften inhaltlos und verwirrend.

Papst, Kaiser und Sozialdemokratie in ihren Friedensbemühungen 1917. Von Philipp Scheidemann. Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, 1921. 26 S.

Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen? Von Adolf Köster. Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W 35, 30 S. 1921.

Kriegführung und Politik. Von Erich Ludendorff. Berlin 1922. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. 342 S.

Betrachtungen zum Weltkrieg. II. Während des Krieges. Von Th. v. Bethmann-Hollweg. 1921. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin. 276 S.

So wenig umfangreich das Buch ist und so gut es disponiert ist, so ist doch auch hier die Benutzung durch das Fehlen der Kolumnen-Titel in ärgerlicher Weise erschwert.

Für Staat und Volk. Eine Lebensgeschichte. Von Georg Michaelis. Erschienen im Furche-Verlag Berlin, 1922. 429 S.

Eigentlich wollte ich nur die Eindrücke niederschreiben, die die ersten sechs oben genannten Schriften Wrisberg, Bauer, der Geheim-

1823852

bericht, Nowak, Scheidemann und Köster auf mich gemacht haben. Ganz von selber aber spitzte sich die Betrachtung immer wieder auf den General Ludendorff zu, und als nun sein Buch „Kriegführung und Politik" erschien und gleich darauf die Erinnerungen der beiden Reichskanzler Bethmann und Michaelis, die zu dem von Ludendorff selbst gezeichneten Bilde die Schatten liefern, da wurde es mir nicht schwer, meine Schrift tatsächlich zu einer Charakterisierung Ludendorffs zu gestalten, die ich ein Selbstporträt nennen darf, da sie sich in allen wesentlichen Zügen auf seine eigenen Aussagen und seine in seinen eigenen Büchern dargestellten Taten aufbaut. Gerade, daß man der Arbeit noch anmerken wird, daß das ursprünglich garnicht mein Ziel war, ist ein Zeugnis, daß es die Natur der Dinge ist, die diese Betrachtung verlangt.

Einige noch nicht veröffentlichte archivalische Aktenstücke haben dazu beigetragen, das Bild abzurunden.

Für manches, was in dieser Schrift nur kurz skizziert ist, verweise ich auf meine 1920 erschienene Schrift „Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn" (Verlag Carl Curtius). Das neue Quellen-Material hat meine Auffassung, wie ich sie schon damals ausgesprochen habe, bestätigt, und wo ich geändert habe, ist es weniger etwas anderes, als eine Fortführung des schon Gegebenen.

General v. Wrisberg, um mit diesem Buch anzufangen, hatte während des Krieges die so sehr wichtige Funktion des Direktors des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium. Seine Aufzeichnungen stehen nicht im Verhältnis zu der Bedeutung dieser Stellung; ihr sachlicher Inhalt ist gering. Mein Eindruck bei der Lektüre aber war ziemlich unerfreulich. Ich will nicht davon reden, daß er dem Reichskanzler Prinzen Max jegliche Tatkraft abspricht, das damit begründet, „bereits am 4. Oktober ersuchte er den Präsidenten Wilson um Waffenstillstand", und die Tatsache, daß das auf Grund der kategorischen Forderung Ludendorffs geschah, vollständig verschweigt — diese Art von Geschichtsschreibung sind wir ja im Parteienstreit gewöhnt. Nein, wegen solcher Kleinigkeit würde ich es nicht der Mühe wert halten, das Buch zu erwähnen, aber das Wrisbergsche Buch ist zu werten als ein Gegenstück zu Kautskys „Wie der Weltkrieg entstand", dessen Eigentümlichkeit ja ist, daß der kritische Leser aus ihm entnehmen kann, daß Deutschland den Weltkrieg nicht böswillig verschuldet hat, während Kautskys eigene Worte nichts als eine fortwährende Anklage bilden. Durch die Kritik in die Enge gedrängt, hat Kautsky diesen Sachverhalt in seinem zweiten Buch ja auch zugestanden. Ganz ähnlich ergeht sich das Wrisbergsche Buch in immer wiederholten Anklagen gegen die Sozialdemokratie, deren Defaitismus den Verlust des Krieges verschuldet habe; wer aber die von ihm selber angeführten Tatsachen genau betrachtet und vergleicht, kommt zu dem Ergebnisse, daß die Hauptschuld nicht auf die Sozialdemokratie, sondern auf die Gegenpartei fällt. Man braucht nur zu beachten, wie Wrisberg selber sich immer wieder genötigt sieht, sozialdemokratischen Führern das allerbeste Zeugnis auszustellen. Umgekehrt kann aber auch er sich nicht enthalten, den Konservativen das böse Wort ins Stammbuch

zu schreiben, daß ihre Ablehnung des gleichen Wahlrechts im preußischen Abgeordnetenhause ein schwerwiegender politischer Fehler gewesen sei.

Von ganz anderer Art ist das Buch des Obersten Bauer. Auch Wrisberg schmäht wohl seine politischen Gegner; die Stimmung, die über dem Ganzen liegt, ist dennoch nüchterne Sachlichkeit. Bauer ist durch und durch Temperament. Er ist eine Individualität Es ist ein Zug von Genialität in ihm, eine Leidenschaft, die selbst dem Gegner Sympathie erwecken muß: „dunkel ist Deutschlands Zukunft, freudlos die Gegenwart: der Rest ist Arbeit. Aber tragen soll mich dabei die Erinnerung: ich habe dem Heere angehört, dessen Heldenkampf noch in fernsten Zeiten die Bewunderung der Welt finden wird. Und diesem Heere habe ich alle Kraft je und je gewidmet, keine andere Rücksicht hat mich geleitet. Das ist mein Stolz, meine Ehre, mein Trost"

Wer will gegen solche Worte etwas sagen? Sie atmen eine Gesinnung, die eines Scharnhorst, Gneisenau oder Clausewitz würdig ist. Ich erinnere mich nicht, daß irgend einer von den anderen Soldaten oder Poeten ihre Empfindungen über die vergangene Herrlichkeit in solcher Kraft, Wahrheit und Schönheit zum Ausdruck gebracht hätte. Das soll gern anerkannt sein.

Es ist das eine Anerkennung des Subjektiven, die ein gerechter Sinn auch den wunderbar schönen Briefen der Rosa Luxemburg und auch den Briefen Karl Liebknechts aus dem Gefängnis nicht versagen kann.

Stutzig freilich macht, ob nicht doch mehr Talent als Charakter aus Oberst Bauer sprechen, daß er, der Revolution und Republik nicht hart genug zu verdammen weiß, er, der mit Herrn Kapp zusammen den wahnwitzigen Versuch jenes militärischen Putsches machte, im Dezember und Januar 1918/19 bei den Maßgebenden herumgegangen ist, eine Anstellung im Dienste der Republik zu erbitten. Stutzig macht ferner die bei aller Leidenschaftlichkeit doch offensichtliche Verschlagenheit, mit der vieles stilisiert ist, daß z. B. S. 109 das Kriegsministerium aufs heftigste gescholten wird, als Kriegsminister aber nachher nur der General Scheuch erscheint, der doch erst am 10. Oktober 1918 das Ministerium übernahm. Der harmlosere Leser muß glauben, daß diesem die immer wiederholten Vorwürfe und Invektiven gelten, während in der Tat ein Gesinnungsgenosse Ludendorffs, der General v. Stein, auf der Anklagebank sitzt.

In den Jahren 1908—12 arbeitete Bauer in der Operations- und Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes. Das sind die Jahre, wo hier unter General v. Stein als Oberquartiermeister und Oberst Ludendorff als Abteilungschef jene unselige „Verwässerung" (nach Hindenburgs Ausdruck) des Schlieffenschen Kriegsplans stattfand, die Verlängerung des linken Flügels statt des rechten, die Ausdehnung des Aufmarsches bis an die Schweizer Grenze statt bis ans Meer. Bauer kann sich über die Bedeutung dieser strategischen Drehung so wenig im unklaren gewesen sein, wie über den Anteil, den Ludendorff daran hatte. Aber er erzählt uns kein Wort davon.

Bauer gilt in der öffentlichen Meinung als der Schöpfer der gewaltigen 42 cm-Mörser. Er erzählt sehr pikant in seinem Buche, daß er der ewigen Scherere durch die Bürokratie überdrüssig sich direkt mit den leitenden Technikern von Krupp in Beziehung gesetzt und das Geschütz habe konstruieren lassen. In Wirklichkeit waren diese schweren Mörser bereits vorher von der Artillerie-Prüfungskommission dem Kriegsministerium gegenüber unter genauer Beweisführung für notwendig bezeichnet worden, um die feindlichen Panzerungen zu durchschlagen, vom Generalstab aber abgelehnt worden Dieser wünschte keine Steigerung des Kalibers, sondern eine größere Beweglichkeit des damals vorhandenen schwersten Kalibers. Kurze Zeit später hat der Generalstab, ohne dem Kriegsministerium davon Kentnis zu geben, seine Auffassung geändert und nunmehr durch Hauptmann Bauer die Notwendigkeit des größeren Kalibers bei Krupp betont. Hieraus entstand der erste Typ des 42 cm-Mörsers, der so schwer war, daß er nur mit der Eisenbahn in die Feuerstellung gebracht werden konnte.

Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Kalibersteigerung stammt also nicht von Bauer; sie ist vielmehr zunächst ausdrücklich vom Generalstab nicht geteilt worden.

Nun waren aber Eisenbahnlinien, die diese erstkonstruierten Mörser vor die französischen Sperrforts bringen konnten, fast nirgends vorhanden, und so entstand auf Veranlassung der Artillerie-Prüfungs-Kommission ein zweiter Typ der 42 cm-Mörser, der leicht genug war, noch mit Kraftzug in die Feuerstellung gebracht zu werden. Dieser zweite 42 cm-Mörser-Typ ist derjenige gewesen, der vor Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen den Ruf der 42 cm begründete und an dessen Einführung Oberst Bauer keinen Anteil hat

Daß Bauer sich hier ein Verdienst zuspricht, das ihm nicht zukommt, ist kein vereinzelter Fall. Von Herren des Kriegsministeriums ist mir mitgeteilt worden, daß er sowohl vor dem Kriege wie während des Krieges die Gewohnheit hatte, sich bei den Kameraden zu erkundigen, was im Werke sei, und dann vom Generalstab eben diese Dinge vorschlagen zu lassen, sodaß bei den höchsten Vorgesetzten der Eindruck entstand, daß ihm die Vaterschaft gebühre. Jedes Mal, wenn Bauer in Berlin im Ministerium gewesen war, kam eine so entstandene Anregung aus dem Großen Hauptquartier und wurde halb mit Lachen und halb mit Aerger aufgenommen.

Es ist ein merkwürdiges Gemisch von Kraft und Schwäche, Berechnung und Hemmungslosigkeit, Intelligenz und Unlogik in diesem Manne. Aber auch wenn wir uns nur an die Fähigkeiten halten; was nützen die schönsten Kräfte des Verstandes, des Gemütes und des Willens, wenn sie in einer falschen Richtung, für ein falsches Ziel eingesetzt werden? Oberst Bauer hat eine eigene Schrift geschrieben, um zu beweisen, daß ein Verständigungsfriede unmöglich gewesen sei, daß der Weltkrieg nur mit dem völligen Siege der einen oder der anderen Partei endigen konnte, und wird nicht müde, diese These immer von neuem zu wiederholen. Er sieht auch heute noch nicht, daß jener Satz nichts anderes bedeutet, als daß Deutschland not-

wendig den Krieg verlieren mußte, denn, wenn es auch möglich war, daß wir uns wie Friedrich im Siebenjährigen Kriege gegen die ungeheure Ueberlegenheit behaupteten, so war es doch völlig unmöglich, daß wir sie unsererseits niederkämpften, und daß Ludendorff das nicht von Anfang an erkannt und wie Friedrich nicht nur die Politik, sondern auch die Strategie darauf eingestellt hat, das war sein Fehler und unser Verhängnis.

Wrisberg wie Bauer können sich nicht genug tun, auf die Schlappheit der Regierung zu schelten, die geglaubt habe, die Demokraten durch Nachgiebigkeit gewinnen zu können: gleichzeitig aber haben wir gehört, daß Wrisberg selber in Preußen das allgemeine gleiche Stimmrecht bewilligt sehen wollte, und Bauer berichtet von sich, halb entrüstet, halb humoristisch, daß er selber von Gegnern als Dreiviertelkommunist hingemalt worden sei (S. 107, S. 207).

Immer wieder führt er aus, wieviel mehr wir hätten leisten können, wenn die Regierung und namentlich das Kriegsministerium energischer und das ganze Volk, Männer und Frauen, opferwilliger gewesen wären. Mit den Vorwürfen gegen das Kriegsministerium möge sich dessen Vertreter, der General von Wrisberg, und mit den Vorwürfen gegen die Zivilverwaltung dessen jetziger Parteigenosse Dr. Helfferich abfinden*); ich vermute, daß die einen ebenso wenig berechtigt sind wie die andern. Wenn alle Männer in Deutschland so tatkräftig und patriotisch gewesen wären, wie der Oberst Bauer, so wäre sicher alles anders gekommen, aber wer mit einer solchen Voraussetzung rechnet, ist weder ein Politiker, noch ein Stratege. Diese leidenschaftlichen Ergüsse Bauers erinnern mich an eine sehr schöne Erzählung aus dem Leben Napoleons. Als es mit diesem 1814 zu Ende ging, sagte er zu dem ausgezeichneten General Drouet, der ihm die junge Garde neu organisiert hatte: hundert Männer wie Sie, General Drouet, und wir behalten den Sieg. „Nein, Sire", antwortete ihm Drouet mit ebenso viel Bescheidenheit wie Selbstbewußtsein: „hunderttausend".

Ich kann weiter nicht unterlassen anzumerken, daß der Feldmarschall Hindenburg in dem Bauerschen Buche als eine ehrwürdige Null erscheint. Er bestimmt niemals selbst, sondern läßt sich bestimmen. „Der Feldherr" ist für Oberst Bauer der General Ludendorff. Nicht anders hat es ja schon Ludendorff selbst in seinen Kriegserinnerungen dargestellt. Das konnte man als ein bloßes Selbstzeugnis anzweifeln. Daran, daß jetzt jemand aus dem allerinnersten Kreise der Obersten Heeresleitung dasselbe sagt, wird man nicht vorübergehen dürfen. „Wir haben ihm zuletzt garnicht mehr gesagt, wo die Armeekorps standen", hat der Oberst Bauer mir selber einmal von dem Feldmarschall erzählt.

*) Das ist mittlerweile bereits geschehen. Soeben geht mir ein neues kleines Buch des Generals v. Wrisberg zu, das er „Heer und Heimat" nennt. Es ist viel inhaltreicher als das oben benutzte erste. Mit den Anschuldigungen Bauers, die übrigens ziemlich ähnlich auch bei Ludendorff stehen, setzt er sich eingehend auseinander, weist sie zurück und geht seinerseits zur Offensive vor. „Die O. H. L. griff auf allen Gebieten ein, militärischen und nichtmilitärischen". (S. 165.) Helfferich s. unten.

Wird der Feldmarschall wenigstens in den Worten von Bauer einigermaßen schonend behandelt und wird der Kriegsminister v. Stein unter Verschweigung seines Namens getadelt, so prasselt ungezügelter Ingrimm nieder auf eine Reihe von anderen Generalen, Falkenhayn, Tappen, Gröner, Schmidt von Knobelsdorf, denen der Verfasser dieses oder jenes vorwirft, und schließlich erhebt er sich zu dem Zornruf (S. 233): „Regierung und Heimat haben den Krieg geradezu absichtlich und verbrecherisch verspielt."

Aus dem entgegengesetzten Lager stammt das Buch „Der Sturz der Mittelmächte" von Karl Friedrich Nowak, das in den uns hier angehenden Partien wesentlich auf Mitteilungen des Staatssekretärs v. Kühlmann beruht, so wie sein früheres Buch „Der Weg zur Katastrophe" wesentlich auf Conrad v. Hötzendorff zurückzuführen ist.

Nowaks Mitteilungen sind nicht unbedingt zuverlässig. Schon in seinem ersten Werk hat sich gezeigt, daß er um des literarischen Effekts willen Tatsachen nach seinem Belieben zurecht zu rücken fähig ist. Auch grade in der Partie des neuen Buches, die uns hier beschäftigt, wirbelt er die Daten ohne Sorgfalt durcheinander. Mit Vorsicht und Kritik gelesen, gibt er aber doch sehr viel und sehr Wichtiges.

Kommen wir jetzt zu dem neuen Werk von Ludendorff selber, das er nennt: „Kriegführung und Politik".

Man fragt zunächst, weshalb hat der General, nachdem er bereits zwei sehr umfangreiche Werke, „Die Kriegserinnerungen" und die „Urkundensammlung", veröffentlicht hat, dieses dritte Buch hinausgesandt. „Kriegführung und Politik" ist ein theoretisch aufgebautes Werk, das dann breit in seine eigene Kriegführung und sein Verhältnis zur Politik ausladet und damit zu einer umfassenden Verteidigungsschrift wird gegenüber den Angriffen, die gegen die beiden ersten Werke gerichtet sind. Die Theorie ist der Ausgangspunkt, spielt aber nachher nur noch beiläufig hinein. Man hat die Empfindung, daß der Verfasser die unfreiwillige Muße, zu der er jetzt verdammt ist, benutzt hat und benutzen wollte, die Lücken seiner Bildung auszufüllen. Die „Kriegserinnerungen" in ihrem zwar kräftigen aber unbeholfenen und abgehackten Stil und ihrer Fülle von Trivialitäten haben ja gezeigt, wie wenig hoch sein Niveau war, und auch in den Kreisen der Kameraden hat man das, wie von Herren, die mit ihm verkehrt haben, berichtet wurde, von je gewußt. „Kadettenbildung" pflegt man zu sagen. Aber hier wie so oft überschätzt man den Einfluß der Schule. Was hatte denn Moltke für eine Schulbildung genossen? Das dänische Kadettenkorps, das vermutlich noch etwas weniger ist als das preußische. Trotzdem spricht aus jeder Zeile wie bei Bismarck, der auch nicht gerade viel studiert hatte, der Mann der höchsten Bildung. Für den wirklichen Genius ist das Schullernen leicht ersetzt und der tiefere Bildungstrieb formt sich selbst. Was ist nun das Ergebnis der Ludendorffschen theoretischen Studien? Gleich der erste Satz des Vorworts ist charakteristisch. „Wir Deutschen schmeichelten uns vor dem Welt-

krieg, Herrenmenschen und ein Herrenvolk zu sein." Wir Deutschen? Gewisse alldeutsche Kreise haben allerdings mit der Lehre vom Herrenvolk Rumor gemacht. Wer aber diese Gesinnung und diese Vorstellung für „uns Deutsche" proklamiert, der nimmt die Zirkelspannung zu eng. Diese Engigkeit aber ist der Horizont, in dem sich Ludendorff und Ludendorffs Denken bewegt. Auch die Lesefrüchte, die er uns in dem neuen Buche serviert, werden dadurch zuweilen auf eine ganz komische Weise verzerrt. Wir hören (S. 5): „Im alten Rom lag das Feldherrnamt in den Händen des politischen Konsuls. Der Erfolg war ein Aufschwung des Staates. In anderer Lage befand sich Hannibal, der von Karthagos Politik im Stich gelassen" usw. Ludendorff hat davon gehört, daß in Rom die politische und militärische Gewalt in den Händen der Konsuln vereinigt war; Mommsen nennt sie die Bürgermeister. Ob daraus zu schließen ist, daß die Oberste Heeresleitung in Rom in der Hand bürgerlicher Magistrate war, wollen wir dahingestellt sein lassen; hier genügt es festzustellen, daß die Konsuln zwar die höchsten Beamten waren, die Politik aber keineswegs von ihnen, sondern, abgesehen von der Volksversammlung, vom Senat geleitet wurde. Ueberdies hatte Rom zwei gleichgeordnete Konsuln, die jährlich wechselten, und wenn das ganze Heer beisammen war, abwechselnd einen Tag um den anderen das Heer kommandierten. Diese Verfassung erwies sich als so unpraktisch, daß sie gerade während des hannibalischen Krieges geändert werden mußte. Daß Hannibal von der karthagischen Politik schließlich im Stich gelassen worden ist, mag wohl sein, aber die Vorstellung, daß er besiegt worden sei, weil er sich in anderer Lage befand als der römische Konsul, ist keine historische Tatsache, sondern eine Ludendorffsche Phantasie. Man soll nicht mit einem Schulwissen prunken, das man nicht hat.

In dasselbe Quartier gehört die Anmerkung (S. 337) „bisher ist der Begriff der Rasse, die deutsche Rassenkunde, von unserer wissenschaftlichen Forschung mehr als stiefmütterlich behandelt worden". Ob der General wirklich berechtigt ist, über die deutsche Wissenschaft ein solches Urteil zu fällen, darf bezweifelt werden; man kann aber wohl nicht umgehen, anzumerken, daß die Rassenkunde unter Ludendorffs eigenen Ahnen eine jüdische Urgroßmutter festgestellt haben will. Ludendorff mag sich damit trösten, daß die deutsche wissenschaftliche Rassenkunde schon zu dem Ergebnis gelangt ist, daß es reine Rassen überhaupt nicht gibt, daß auch das deutsche Volk eine Mischung von germanischen, keltisch-romanischen, rätischen, slawischen und anderen Elementen darstellt. Unsere Einheit ist eine geistige, keine physische. Der Geist aber ist stärker als die Natur.

Auf derselben Höhe mit dem Begriff vom römischen Konsulat steht Ludendorffs Satz (S. 24): „Bismarck machte sich die Politik seines königlichen Herrn nicht nur zu eigen, sondern erweiterte sie." Erweiterte sie? Jawohl, indem er sie umkehrte. Es ist richtig, daß es schönfärbende Historiker gibt, die das Verhältnis so harmonistisch darstellen, aber von einem Mann mit den Ansprüchen Luden-

dorffs darf man verlangen, daß er nicht bloß die Legende kennt, sondern auch die Geschichte.

Besonders wunderlich ist, daß Ludendorff nicht einmal Clausewitz genau kennt oder scharf aufgefaßt hat. Er schreibt (S. 10): „er vermöge der Ansicht, die im Werke „Vom Kriege" ausgesprochen ist, daß die verteidigende Form des Kriegführens an sich stärker als die angreifende ist, nicht zuzustimmen". Das hat Clausewitz niemals gesagt, denn es wäre eine Absurdität. Wenn, sei es die Offensive, sei es die Defensive, die schlechthin stärkere Form des Kriegführens wäre, so würde sich jeder verständige Feldherr notwendig immer dieser stärkeren Form bedienen, und die oft so schwer zu entscheidende Frage, ob man angreifen oder sich verteidigen soll, wäre ein für allemal gelöst. Die Feldherrn aber greifen bald zur Verteidigung, bald zum Angriff, weil selbstverständlich jede dieser Formen sowohl ihre Vorzüge wie ihre Nachteile hat, und Clausewitz hat dieses Verhältnis auf die klassische Formel gebracht: die Verteidigung ist die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff ist die schwächere Form mit dem positiven Zweck. Deshalb enden auch die wahrhaft groß angelegten Defensivschlachten wie Marathon, Austerlitz, Bellealliance schließlich mit einem Angriff. Ich kenne in der ganzen Welt-Kriegsgeschichte nur zwei Schlachten, die in der reinen Defensive gewonnen worden sind, Crecy 1346 und Omdurman 1898. Wir hielten uns 1915, 1916 und 1917 an der Westfront meist in der Defensive, weil dies die stärkere Kampfesform ist, in der wir uns mit unserer Mindermacht behaupten konnten. Gewinnen aber konnten wir den Krieg auf diese Weise nicht, schritten deshalb 1918 zum Angriff und scheiterten mit diesem Versuch, weil wir zu schwach dafür waren.

Kein Wunder, daß bei so flachem theoretischen Denken Ludendorff der Gegensatz von Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie nicht klar geworden ist und noch heute nicht klar ist. Er versteht unter letzterer einfach eine matte Strategie, wobei es dann freilich rätselhaft bleibt, daß Hannibal, Gustav Adolf, Prinz Eugen, Malborough, Friedrich der Große Ermattungs-Strategen gewesen sein sollen. Ganz richtig und wie es scheint mit einem gewissen Erstaunen stellt Ludendorff fest (S. 22), daß man das Wort „Ermattungsstrategie" bei Clausewitz nicht findet; es ist ihm offenbar nicht bekannt, daß das Wort von mir stammt und aus meinen Schriften in die Militärliteratur übergegangen ist. Ludendorff möchte die Strategie Friedrichs des Großen als „Manövrier-Strategie" bezeichnen (S. 13). Ueber den Ausdruck ließe sich reden: die Hauptsache aber ist, daß man die fundamentale Verschiedenheit der friderizianischen und napoleonischen Strategie klar erkennt. Dann erst kann man eine fruchtbare Erörterung über die Frage anstellen, ob und wieweit für uns im Weltkrieg die friderizianische oder die napoleonische Strategie die gebotene war. Auch Ludendorff verkennt den Unterschied nicht vollständig — dem Korsen würde er schwerlich „Manövrierstrategie" zuschreiben — aber er verwischt ihn immer wieder, indem er jede größere Unternehmung als ein Stück Vernichtungsstrategie hinstellt. Sogar die Einnahme der Inseln Oesel

und Moon im Rigaischen Meerbusen, von denen er selber bemerkt (S. 203), daß es „nicht erhebliche" Kriegshandlungen gewesen seien, rechnet er zur „Vernichtungsstrategie" (S. 200). „Ermattungsstrategie" ist ihm die reine Defensive (S. 97, S. 204). An anderer Stelle (S. 177) gebraucht er den Ausdruck „Vernichtungsgedanke, soweit es die Kräfte erlaubten". Konfuser kann man nicht sein. Eine „Vernichtung soweit es die Kräfte erlaubten" ist keine Vernichtung, sondern nur eine Schwächung, gehört also in die Strategie der allmählichen Zermürbung oder Ermattung. Ermattungsstrategie in dem Sinne einer bloß passiven Abwehr kann ja auch unter Umständen vorkommen, z. B. Fabius Cunctator. Aber ich wüßte nicht, daß sie irgend jemand für Deutschland im Weltkrieg ins Auge gefaßt oder empfohlen hätte. Ermattungsstrategie in dem Sinne, wie ich diesen Ausdruck geprägt habe, schließt auch die Möglichkeit von Offensiven und Schlachtentscheidungen ein — wie könnte man sonst auch viele der größten Feldherrn der Weltgeschichte dazu rechnen? Es ist doch wohl immer ratsam, eine Terminologie in dem Sinne anzuwenden, wie sie von dem, der sie eingeführt hat, gemeint ist.

Ich möchte ausdrücklich hinzufügen, daß das praktische strategische Handeln natürlich von der theoretischen Einsicht nicht abhängig ist. Ludendorff hätte ein großer Feldherr sein können, auch ohne sich mit solchen begrifflichen Distinktionen abzugeben, da er aber nun einmal mit einem Buche in die Oeffentlichkeit getreten ist, das auf theoretische Entwickelungen aufgebaut ist, so muß ihm die Kritik das Unklare und Ungenügende dieser theoretischen Darlegung vorhalten. Es sind zusammengeraffte, ganz undurchgearbeitete Lesefrüchte, die er uns vorsetzt, und es kann uns nicht damit versöhnen, daß er pathetisch hinzufügt (S. 15): „ich kann nur dringend empfehlen, seine (Friedrichs) Schriften aufmerksam zu lesen, das bietet in unserer kraftlosen Zeit einen hohen Genuß und einen inneren Gewinn".

Wenn auch erst das dritte Buch Ludendorffs das Thema „Kriegführung und Politik" prinzipiell behandelt, so hat der General uns doch auch schon in seinen „Kriegserinnerungen" Proben von seinen politischen Anschauungen gegeben. Hier haben wir erfahren (S. 63), der General sei bei Bethmanns Sturz überrascht gewesen, „daß nicht jederzeit ein Nachfolger für den Reichskanzler seitens der entscheidenden Instanzen bereitgehalten wurde". Man fühlt sich angeweht von der Luft des Kadettenkorps. Kein Mensch ist unersetzlich, und an die Stelle des Vordermanns tritt der Hintermann, heißt es in der Armee. Daß es in der Weltgeschichte anders aussieht, und daß führende Staatsmänner zu allen Zeiten und bei allen Völkern etwas sehr Seltenes und Großes waren, war dem preußischen Generalstabsoffizier General Ludendorff noch nicht aufgegangen. Ebensowenig die Natur des Vertrauensverhältnisses zwischen einem Monarchen und dem von ihm berufenen Steuermann des Staatsschiffes. Wer einigermaßen eingedrungen ist in die Psychologie der Staatskunst, weiß, daß wenn der Kaiser und der Kabinettsrat — denn das sind doch wohl bei uns „die entscheidenden Instanzen" — für

den Reichskanzler einen Ersatzmann bereithielten, jener sich schon als halb gestürzt ansehen mußte, und mit gebrochener Autorität kaum noch fähig war, schwierige Aktionen erfolgreich durchzuführen.

Daß die Kriegführung der Politik, nämlich der auswärtigen Politik zu dienen hat, verkennt Ludendorff theoretisch nicht, und wenn er fordert, daß die innere Politik wieder der Kriegführung zu dienen habe, so ist das so selbstverständlich und allgemein anerkannt, daß es pathetischer Begründungen dafür nicht bedurft hätte. Ludendorff behandelt diese Fragen in dem Ton eines Eiferers, der sich zum ersten Mal in sie vertieft.

Der Unsicherheit des Wissens bei Ludendorff entspricht sein Mangel an Kritik. Irgend einem antisemitischen Phantasten schreibt er nach, man muß es wörtlich zitieren:

„Mit Frankreich und England Hand in Hand arbeitete die Oberleitung des jüdischen Volkes. Vielleicht führte sie beide. Sie sah den kommenden Weltkrieg als das Mittel an, ihre politischen und wirtschaftlichen Ziele durchzusetzen, den Juden in Palästina ein Staatsgebiet und Anerkennung als Volk zu erwerben und ihnen in Europa und Amerika eine überstaatliche und überkapitalistische Vormachtstellung zu verschaffen. Auf dem Wege zur Verwirklichung dieses Zieles erstrebten die Juden in Deutschland dieselbe Stellung wie in jenen Ländern, die sich ihnen schon ergeben hatten. Dazu brauchte das jüdische Volk die Niederlage Deutschlands."

Auf derselben Höhe der Kritik steht die Behauptung (S. 67), alte Verträge hätten Deutschland zum Einmarsch in Belgien berechtigt. Ja, wenn wir solche Verträge gehabt hätten! Im Kriege habe ich oft genug gehört, unser Auswärtiges Amt sei so unwissend oder so dumm, daß es vergessen habe, sich auf diese Verträge zu berufen. Leider besagen die Verträge, die man dabei im Auge hat, das Gewünschte nicht, und Ludendorff müßte das doch wohl wissen.

Auch als Sprachverbesserer möchte General Ludendorff gern auftreten, und erklärt uns, daß er die Worte „international und pazifistisch" ungern gebrauche, sie aber doch anwende, „um das Gefühl zu stärken, daß es sich hier um undeutsche Begriffe und um ein deutschwidriges Empfindungs- und Gedankenleben handelt". Armer Kant und armes deutsches Volk, das sich von einem Mann mit einem so deutschwidrigen Empfindungs- und Gedankenleben so hat beeinflussen lassen! Und nicht nur Schiller und Goethe und mancher andere angesehene Mann, sondern auch Heinrich v. Treitschke muß wohl zuletzt dran glauben und herunter in den Abgrund, der ja beklagt hat, daß das Weltbürgertum bei uns zu sehr zurückgetreten sei. Daß General Ludendorff Begriffe wie „ewiger Friede", „Abrüstung" und „Versöhnung der Menschheit" nicht anerkennt, wird man ihm nicht verdenken. Auch, daß er sich dafür auf Gottes Weltordnung beruft, geschieht nicht ohne Grund. Wenn er aber als Vorbedingung für jene Ideale fordert, „alle weltlichen Güter hintanzusetzen und nur geistige Werte gelten zu lassen", so werden wohl nicht nur die Pazifisten, sondern auch die Philosophen aller Schulen dazu den Kopf schütteln.

Man könnte aber auch sagen: die Pazifisten werden sich dieses Wortes freuen, denn es ist ja damit offen zugestanden, daß Kriege nur um der weltlichen Güter willen geführt werden. Wer bisher den Krieg als zur Gottesordnung gehörig verteidigt hat, hat ihm wenigstens auch hohe, ja die allerhöchsten geistigen Werte zuerkannt. Wunderlich genug, daß es einem General wie Ludendorff vorbehalten geblieben ist, das Wesen des Krieges in dem Streit um die weltlichen Güter zu erblicken und ihm den idealen Wert abzusprechen. Aber es wäre natürlich verkehrt, den General darauf festlegen zu wollen; er hat sich nur die Tragweite seiner Worte wieder nicht überlegt.

Bei der so wenig ausgebildeten Fähigkeit zur Kritik und der geringen allgemeinen Bildung, zugleich aber heftiger leidenschaftlicher Naturanlage, ist es nur zu verständlich, daß der General für die Motive seiner Gegner keinerlei Würdigung oder auch nur Verständnis hat. Durch das ganze Buch zieht sich ein unausgesetztes Schimpfen, Verdächtigung und Unterlegung offenbar falscher Motive und Zusammenhänge. Ob es politisch geboten war, wie Bethmann glaubte, erst Rußland den Krieg zu erklären, ehe man von Belgien den Durchmarsch verlangte, darüber mag man streiten. Vielleicht hätte man es besser darauf ankommen lassen, daß die Russen selber feindliche Handlungen an unserer Grenze begingen und den Krieg dadurch tatsächlich eröffneten. Wenn aber Ludendorff insinuiert (S. 66), die Kriegserklärung sei vornehmlich wohl aus Gründen der inneren Politik erfolgt, so hätte ihm eine sehr einfache Ueberlegung sagen können, daß es aus Gründen der inneren Politik noch viel besser gewesen wäre, wenn nicht wir gegen die Russen, sondern diese gegen uns den Krieg begannen.

Dieselbe Insinuation wiederholt sich (S. 185), wo wieder die Frage aufgeworfen wird, ob etwa die Regierung aus Gründen der inneren Politik die Friedensmöglichkeiten mit Rußland nicht verfolgt hätte.

„Dem Reichskanzler und dem Reichstage galt die Rücksichtnahme auf demokratisches Denken für löblicher, als den Hunger des Volkes zu stillen" (S. 240).

Den Führern der Mehrheitspartei im Reichstag wird vorgeworfen, sie hätten selber nicht geglaubt an ihre Behauptung, daß die übertriebenen Forderungen der Obersten Heeresleitung einen Frieden unmöglich machten, aber sie hätten ihr das Vertrauen nehmen wollen (S. 253).

Die Vertreter des Verständigungsfriedens haben auf Kosten des deutschen Volkes Politik getrieben. Unser Volk büßt diese Erkenntnis mit seinem Leben, seiner Ehre und seiner Freiheit (S. 255).

„Der Feind sollte nach dem Willen des Reichskanzlers und dem Willen der Mehrheitsparteien nicht gereizt werden, aber der eigene Volksgeist durfte leiden" (S. 264).

Dem Grafen Czernin wird vorgeworfen, er habe sich mit dem Schlagwort: keine Annexionen und Kriegsentschädigungen, eine jüdisch-bolschewistische Forderung zu eigen gemacht (S. 284).

Alle seine Vorwürfe faßt der General endlich (S. 335) zusammen: „Sorge, den Feind nicht zu reizen, Angst vor dem eigenen Mut,

Liebedienerei vor dem Feinde, Knechtssinn, unmännliches, feiges Denken und mutloses Handeln".

Wir anderen glauben, daß das deutsche Volk und das deutsche Heer während des Weltkrieges im Tun und Leiden einen Heroismus bewährt hat, der von keinem Volk und zu keiner Zeit der Weltgeschichte übertroffen worden ist. Wenn der Mann, dessen Führung es sich anvertraut hatte, es jetzt in dieser Weise beschimpft, so mag man das durch den leidenschaftlichen Wunsch, sich selbst zu rechtfertigen, erklären. Entschuldigen kann man es nicht.

Die letzte Steigerung erfährt Ludendorffs Unfähigkeit, kritisch zu denken, wenn er es fertig bringt, irgendwelchen Verdacht, der in ihm aufgestiegen ist, nachdem er selber ihn nur als Vermutung hingestellt hat, im Fortgang des Schreibens als Tatsache hinzustellen. So wirft er Bethmann vor, daß er bei der Sixtus-Affäre beteiligt gewesen sei, eine Unterstellung, an der, wie Riezler in der „Deutschen Nation" (Dez.-Heft 1921) nachweist, kein wahres Wort ist. In derselben Weise belastet der General Bethmann mit der verunglückten Gründung eines selbständigen Polen, während, wie Riezler ebenfalls nachgewiesen hat, gerade er, Ludendorff, die treibende und drängende Stelle gewesen ist; sogar schon zwei Monate, ehe die O.H.L. auf ihn überging, als er noch Ober-Ost leitete, ehe Bethmann mit Wien darüber seine Vereinbarungen getroffen hatte, und ohne Rücksicht auf die mögliche Zerstörung eines Separatfriedens mit Rußland forderte Ludendorff sofortiges Vorgehen. Man ist gewohnt, Verteidigungsschriften und Memoiren viel nachzusehen, aber die Art, wie Ludendorff hier mit den Tatsachen umgeht, um sich weiß zu brennen und andere anzuklagen, muß einfach als Unwahrheit gekennzeichnet werden.*)

Der Eindruck sinnlosen Tobens wird umso peinlicher, wenn man nun hinterher die Schrift liest, die aus dem Nachlaß seines vornehmsten Gegners, des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, gleichzeitig veröffentlicht worden ist. Aus einer mit giftigen Schwaden erfüllten Stickluft tritt man in die reine Atmosphäre eines abgeklärten, gebildeten und auf Wahrheit gerichteten Geistes. Auch die Leistungen der Obersten Heeresleitung werden immer wieder rückhaltlos anerkannt, sogar, wie ich überzeugt bin und auch unten darlegen werde, in höherem Maße als sie es wirklich verdienen. Was Herrn v. Bethmann fehlte, wie man längst wußte, tritt auch in diesem Buch wieder hervor, und wir werden die sachliche Leistung bei ihm ganz ebenso wie bei General Ludendorff kritisch zu prüfen haben. Das Buch aber zeigt uns zunächst auf jeder Seite den klugen Verstand und den noblen Charakter.

Gleichzeitig mit den Werken Ludendorffs und Bethmanns sind auch die Erinnerungen des Reichskanzlers Michaelis erschienen. Man erzählt sich, der erste, der den Namen Michaelis für den Reichskanzlerposten genannt habe, sei der Präsident des Abgeordnetenhauses Graf Schwerin, gewesen. Das ist nicht richtig. Die Auf-

*) Im Anhang gab ich zu dieser Frage noch einige Aktenstücke, die mir erst nachträglich bekannt geworden sind.

merksamkeit des Kaisers ist von anderer Seite auf ihn gelenkt worden. Er kam auf die Liste der Persönlichkeiten, unter denen, nachdem Graf Hertling abgelehnt hatte, gewählt werden sollte. Da der Kaiser ja nur unter dem gewaltsamen Druck der O.H.L. in die Entlassung Bethmanns gewilligt hatte, so wünschte er vor der definitiven Entschließung über den Nachfolger deren Ansicht zu hören. Der Kabinettchef v. Valentini begab sich in das Generalstabsgebäude und legte Hindenburg und Ludendorff die Liste vor. Bei dem Namen Michaelis stimmte Ludendorff sofort lebhaft zu und auch Hindenburg erklärte sich einverstanden, während die anderen Vorschläge nicht ihren Beifall fanden. Noch in der Nacht hat sich dann ein anderer General, der Gelegenheit gehabt hatte, Michaelis etwas näher kennen zu lernen, zu Ludendorff begeben und ihm gesagt, Michaelis sei nicht mehr als ein Kanzleisekretär; er möge doch alles tun, um dessen Ernennung zum Reichskanzler zu verhindern. Es war zu spät, Ludendorff hatte ja bereits zugestimmt, genauer ausgedrückt, ihn ausgewählt.

Ich stelle gern fest, daß sich in Michaelis Buche auch manche verständige Darlegung und kluge Bemerkung befindet, aber doch nicht genug, um jene Charakteristik umzustoßen. Daß dieser Mann es sich zutrauen konnte, die furchtbarste und schwerste aller Aufgaben auf seine Schultern zu nehmen, ist nur erklärlich durch jenes Gottvertrauen, das zugleich die größte aller Ueberhebungen ist, wie wir sie bei Sektierern zu finden pflegen. Als ihm so ganz unerwartet das Amt angetragen wurde, erzählt er uns, habe er den täglichen Geleitspruch der Brüdergemeinde für diesen Tag gelesen. Da stand Vers 9 aus dem 1. Kapitel Josua: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seist. Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der Herr dein Gott ist mit dir in allem was du tun wirst." „Ich war", fügt der Erzähler hinzu, „auf den Besuch des Abgesandten des Kaisers gerüstet".

Hat nun sein Gott ihm gelogen oder hat Herr Michaelis sich versündigt gegen das Gebot „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen?"

*

Der Kernpunkt jeder Betrachtung über den Weltkrieg muß immer sein, ob ein Verständigungsfriede möglich war, ob die deutsche Regierung ihn wenigstens mit aller Kraft und Kunst anstreben mußte, oder ob dieser Krieg von vorn herein nur mit dem völligen Triumph der einen oder der anderen Seite endigen konnte. Der stärkste Zeuge für die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens ist der General Ludendorff selbst. In seinen „Kriegserinnerungen" (S. 581) beruft er sich darauf, daß Wilson uns seine Bedingungen genannt und daß er geglaubt habe, der Präsident würde diese Bedingungen auch England und Frankreich gegenüber durchsetzen. Wenn Ludendorff das noch schreiben konnte von einer Zeit, wo wir bereits gänzlich geschlagen waren, so ist es klar, daß es in einem noch viel höheren Maße gelten muß von der Zeit, wo die Wage noch gleich stand. Ganz dieselbe Auffassung finden wir auch beim Oberst Bauer, der der

Meinung ist, daß wir auch im Herbst 1918 mit einigen hunderttausend Mann Ersatz befähigt gewesen sein würden, uns noch lange zu halten und sogar einen ehrenvollen Frieden zu schließen (S. 278). Wieviel mehr muß er selber also geglaubt haben, daß wir zu einem ehrenvollen Frieden gelangen könnten, als der U-Bootkrieg England in schwere wirtschaftliche Nöte brachte, wir auf dem Lande noch einen Erfolg über den anderen erfochten, und Lloyd George im Frühjahr 1918 in Besorgnis war vor einer völligen Niederlage!

Ganz im Einklang mit dieser Auffassung lesen wir in zwei Denkschriften, die Ludendorff dringend befürwortend am 14. Januar und 3. Juni 1918 an den Reichskanzler einreichte, daß die deutsche Politik die „starke nationale Friedenspartei", die in England bestehe, stützen müsse; jeder deutsche Friedensfühler verbessere deren Auffassung der Kriegslage; man müsse drüben erkennen lassen, daß „in Deutschland eine starke Gruppe für einen Frieden der allgemeinen Verständigung wirke"*).

Diese Aussagen und Aeußerungen Ludendorffs sowie Bauers stehen nun freilich in völligem Widerspruch mit hundert anderen Stellen ihrer Bücher, wo sie immer von neuem feststellen, daß ein Verständigungsfriede völlig ausgeschlossen war, daß der Krieg nur mit dem vollen Siege der einen oder der anderen Seite enden konnte; „anderes gab es nicht"; der Glaube an einen Verständigungsfrieden war für das deutsche Volk Gift, seine Vertreter waren Verbrecher.

Ludendorff, dem ja die Fähigkeit, seine Gedanken zu Ende zu denken, abgeht, hat den Widerspruch in seinen Kriegserinnerungen stehen lassen, ohne ihn selber zu bemerken. Von der Kritik darauf aufmerksam gemacht, nimmt er nun in dem neuen Werke eine etwas andere Stellung, und ich halte es nicht für unmöglich, daß der Wunsch sich aus jenem Widerspruch herauszuziehen, ein wesentliches Motiv für das Abfassen des neuen Buches geworden ist. Der Gedanke, daß wir durch Wilson zu einem annehmbaren Frieden hätten gelangen können, ist jetzt von ihm fallen gelassen; statt dessen hören wir in immer erneuten Wendungen, daß die Forderungen der Obersten Heeresleitung sich garnicht so wesentlich von denen der drei Reichskanzler von Bethmann bis Hertling unterschieden hätten, daß also an ihnen auch keine Friedensmöglichkeiten hätten scheitern können. Ludendorff versichert uns, er habe zwar pflichtgemäß ausgesprochen, was er für die militärische Sicherheit und Zukunft Deutschlands für unerläßlich und erstrebenswert gehalten habe, habe aber den Staatssekretär des Auswärtigen nicht behindert, seine Politik zu machen, so wie er sie für richtig hielt (S. 252).

Ich möchte wohl, daß die Staatsmänner, die im Kriege, wie man weiß, nicht bloß um der Agitation willen, sondern sehr ernsthaft zu erklären pflegten, „wenn wir Belgien nicht behalten, haben wir den Krieg verloren", oder die zum wenigsten die flandrische Küste verlangten, sich jetzt zu den Kriegszielen Ludendorffs und Bauers äußerten. Wenn der Oberst selber erzählt, daß er schon zu den Kommunisten gerechnet worden sei, so kommt er jetzt mit samt seinem

*) Urkunden der O. H. L. S. 477. 479. 489.

General nachträglich vielleicht auch noch zu den Verzichtlern, Flaumachern und Defaitisten.

Vielleicht in Vorahnung eines solchen Schicksales möchte Ludendorff am liebsten noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß er mit der auswärtigen Politik überhaupt nichts zu tun gehabt habe. Er versichert uns (S. 105), die Oberste Heeresleitung habe es garnicht verstehen können, daß es immer wieder hieß, sie treibe Politik. Rittmeister Graf Hertling druckt in den Erinnerungen an seinen Vater einen Brief ab, worin dieser ihm mitteilt, er habe die Nachfolge Bethmanns im Juli 1917 abgelehnt, weil Ludendorff sich unaufhörlich in die politische Leitung einmische, und er habe sie drei Monate später angenommen, als der bayrische Gesandte ihm telegraphierte: O.H.L. will sich nicht mehr in die Politik einmischen.

Da Ludendorff sich überhaupt nicht in die Politik gemischt haben will, so ist er sehr entrüstet über jene Erzählung und meint, die entgegengesetzte Behauptung könne Hertling nur durch den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg oder dessen Anhänger „hinterbracht" worden sein. Er leugnet auch, daß die Oberste Heeresleitung jemals die behauptete Zusicherung der Nicht-Einmischung gegeben habe, oder daß auch nur dieses Ansinnen an sie gestellt worden sei.

Fassen wir also zusammen: an einigen Stellen seiner Bücher beantwortet Ludendorff die Frage, ob ein Verständigungsfriede möglich war, mit ja; an anderen mit nein; an noch anderen will er überhaupt keine Einwirkung gehabt, sondern alles den Diplomaten überlassen haben.

Vergleichen wir diese verschiedenen Aussagen mit den Tatsachen.

Gleichzeitig mit dem Sturz Bethmanns nahm der Reichstag die von Erzberger eingebrachte Friedens-Resolution an (19. Juli 1917), deren Hauptsatz war, daß sie „erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen" verwarf. Hindenburg und Ludendorff waren in diesen Tagen in Berlin und haben bekanntlich der Resolution nicht eigentlich widersprochen und in gewissem Sinne sogar an ihr mitgearbeitet, indem sie diese oder jene Verbesserung „etwas mehr Pfeffer", wie der Feldmarschall sagte, wünschten. Der neue Reichskanzler Michaelis hatte sich mit der Resolution unter Zufügung der Klausel „wie ich sie auffasse" einverstanden erklärt.

Was nun für eine Politik eingehalten werden sollte, sollte entschieden werden in einem Kronrat, der zwei Monate später (11. September 1917) im Schlosse Bellevue stattfand.

Nach der Erzählung von Nowak, der von Kühlmann inspiriert ist, hat dieser von Anfang an eingesehen, daß der vollständige Verzicht auf Belgien die Vorbedingung für die Erlangung des Friedens sei. Demgemäß habe er in dem Kronrat in Bellevue eine Vollmacht gefordert, „die Souveränität und Integrität Belgiens als Kompensationsobjekt verwerten zu dürfen", „einen Blanko-Scheck über Belgien". Ludendorff habe Einwendungen gemacht; er verlangte schriftliche Fixierung, daß Deutschland Lüttich und wirtschaftliche

Vorteile erhalte. Der Kaiser mußte entscheiden. Er entschied für den Staatssekretär „mit der Ludendorffschen Klausel". Das scheint zu bedeuten: er entschied nicht für den Staatssekretär, sondern für den General. Die Darstellung aber fährt fort: „der Staatssekretär verfügte über den Blanko-Scheck, wenn er die Zugeständnisse über Belgien als Ganzes ausspielen wollte".

Als ich das las, stieg der Verdacht in mir auf, daß diese Wirrnis nicht dem Journalisten Nowak, sondern seinem Gewährsmann v. Kühlmann zur Last falle, der zu verschleiern wünschte, daß er seine Forderung, die völlige Freigabe von Belgien, nicht durchgesetzt hat, und dennoch im Amte geblieben ist.

Ludendorffs Darstellung lautet ganz anders. Er erzählt, daß der Kaiser den Staatssekretär ausdrücklich zur Anerkennung der Unversehrtheit und der Landeshoheit Belgiens ohne jede Einschränkung ermächtigt habe. Dieser Entscheidung Sr. Majestät habe sich die Oberste Heeresleitung gebeugt. Eine ähnliche Darstellung gibt Oberst Bauer (S. 211). Die Forderungen der Obersten Heeresleitung, berichtet er, seien sehr bescheiden gewesen. „Sie umfaßten etwa Rückgabe der Kolonien, Kriegsentschädigung, einen Streifen aus dem Erzbecken von Briey, wirtschaftliche und militärische Garantien Belgiens, allenfalls unter Vorschiebung der deutschen Grenze bei Lüttich". Bauer fügt noch hinzu, die Oberste Heeresleitung würde auch jederzeit auf einen Frieden auf dem status quo ante glatt eingegangen sein.

Was ist denn nun in dem Kronrat von Bellevue beschlossen worden? Es ist nicht eine Frage unter vielen, die damit aufgeworfen wird, es ist die schlechthin entscheidende Frage der ganzen deutschen Kriegspolitik. Mir Gewißheit zu verschaffen, ließ ich im Reichsarchiv und an allen anderen Stellen, die in Betracht kommen konnten, Nachforschungen nach dem Protokoll dieses Kronrats anstellen. Es war nicht zu finden. Sollte es verschwunden, sollte es von irgend jemand beseitigt worden sein? Da erschienen die Memoiren von Michaelis, und dieser, nicht Hertling, wie Nowak in seiner unzuverlässigen Manier erzählt, war damals Reichskanzler, und hier finden wir, daß über den Verlauf und das Ergebnis dieser entscheidenden Sitzung kein Protokoll geführt worden ist. Statt dessen hat der Reichskanzler den Tag nachher einen Bericht aufgesetzt und ihn dem Kaiser und den anderen Hauptbeteiligten zugestellt, und Ludendorff hat seinerseits die Ansichten, die er selber vorgetragen hat, zu einer Denkschrift ausgearbeitet und noch etwas erweitert, die im Original im Reichsarchiv erhalten ist und die er nahezu vollständig jetzt in seinem Buche abdruckt. Merkwürdigerweise aber druckt er sie nicht im Anschluß an die Erzählung von dem Kronrat (S. 279), sondern 39 Seiten vorher (S. 246), so daß nur bei sehr genauer Vergleichung der Zusammenhang erkennbar wird. In dieser Denkschrift verlangt Ludendorff von Frankreich das lothringische Erzbecken und von Belgien Lüttich und einen so engen wirtschaftlichen Anschluß Belgiens an Deutschland, daß es auch seinen politischen Anschluß bei uns suchen müsse.

Man vergleiche: in seinem Buche erzählt uns Ludendorff, der Kaiser habe dem Staatssekretär ausdrücklich zur Anerkennung der Unversehrtheit und der Landeshoheit Belgiens ohne jede Einschränkung ermächtigt, und die Oberste Heeresleitung habe sich dieser Entscheidung Sr. Majestät gebeugt. Diese selbe O.H.L. aber reicht gleich darauf die Denkschrift ein, in der die direkte Einverleibung Lüttichs und die mittelbare Angliederung ganz Belgiens an Deutschland gefordert wird. Man versteht jetzt, weshalb die Denkschrift nicht an der Stelle abgedruckt ist, wo sie chronologisch hingehört. Den Lesern würden dann wohl sofort Zweifel aufgestiegen sein, ob die O.H.L. sich wirklich mit der inneren Anpassung, wie es von getreuen Dienern verlangt wird, der Entscheidung Sr. Majestät gebeugt hat.

Aber es existiert noch ein anderes Aktenstück im Reichsarchiv. Am 27. September, also 16 Tage nach dem Kronrat, telegraphierte der Feldmarschall an den Reichskanzler: „es ist mir wieder die Behauptung zu Ohren gekommen, daß im Kronrat auf Belgien verzichtet worden ist. Ich würde Ew. Exzellenz dankbar sein, wenn Ew. E. dem widersprechen würde. Handelt es sich doch nur um den Verzicht auf den dauernden Besitz der flandrischen Küste, falls wir um diesen Preis in diesem Jahr Frieden bekommen und England aus Frankreich herausgeht".

So sieht es aus mit der Zuverlässigkeit der Ludendorffschen Erinnerungen, mit der Behauptung, er habe sich nicht in die Politik gemischt, und dem „Beugen" der O.H.L. unter die Entscheidung Sr. Majestät.

Was ist denn nun aber in dem Kronrat wirklich beschlossen worden? Nach der Aufzeichnung des Reichskanzlers Michaelis der der Kaiser ausdrücklich zugestimmt hat, sollte Belgien wieder hergestellt werden, aber unter dem Vorbehalt völliger Ausschaltung des englischen Einflusses, wirtschaftlicher Kautelen und der Lösung der Vlamenfrage. Ferner wird eine Bestimmung über Lüttich vorbehalten, und alles das sollte zwischen Deutschland und Belgien allein geregelt werden. In dem Brief des Reichskanzlers an den Feldmarschall ist noch gesagt, daß Lüttich nur als Sicherungsfaktor und auf Zeit gefordert werden solle. Michaelis fügt noch ausdrücklich hinzu, wie dankbar er Hindenburg und Ludendorff sei, „daß sie beide in so weitsichtiger Weise und weitab von einseitigem Standpunkt militärischer Gesichtspunkte mich darin unterstützt haben, maßvolle Kriegsziele für den Fall zu umgrenzen, daß wir bald, etwa im Herbst oder Frühwinter, zu Verhandlungen kommen". Er bitte die Oberste Heeresleitung, auch in diesem Sinne auf die öffentliche Meinung zu wirken: „nein, unsere Stürmer und Dränger sollen sich beruhigen! Wenn wir auf obiger Grundlage unserem armen gequälten Volke und der Welt den Frieden verschaffen können, dann sollen wir es tun und nicht einen Monat länger eines noch so wertvollen Stützpunktes willen Krieg führen. Helfen Sie also bitte für Aufklärung sorgen".

Mit Politikern, die auch die flandrische Küste zwar nicht dauernd, aber doch vorläufig zu behaupten gedachten, brauchen wir

uns nicht weiter abzugeben. Aber wie konnte Michaelis die Forderungen der Obersten Heeresleitung als gemäßigt bezeichnen? Nun, sie waren in der Tat gemäßigt, verglichen mit dem, was noch vier Wochen vorher (9. August) in einer Besprechung zwischen dem Kanzler und der O.H.L. in Kreuznach aufgestellt worden war. Hier hieß es: „Hinsichtlich Belgiens wiederholt die Heeresleitung aus militärischen Gründen ihre Forderungen. Beherrschung des Eisenbahnnetzes, deutsche Militärgarnisonen, Verbot eigener Armee, Herrschaft über die Küste gemäß der noch vom Chef des Admiralstabes zu äußernden Wünsche". Von diesen Forderungen war die O.H.L. auf Lüttich und so engen wirtschaftlichen Anschluß, daß der politische daraus folgen müsse, zurückgegangen, kam sich nun sehr „gemäßigt" vor, und der Reichskanzler dankte ihr für diese „Mäßigung".

Bedarf es eines Nachweises, daß Ludendorff der Bitte des Reichskanzlers nicht nachgekommen ist? Er selber, der behauptet, er habe sich der Entscheidung Sr. Majestät gebeugt, berichtet uns (S. 252), daß er bis zum Juli-August 1918 innerlich an den von ihm aufgestellten Kriegszielen festgehalten habe, und auf der folgenden Seite, daß der Reichskanzler den „Nebel, der auf dem Volke lag, verdichtet habe", indem er mit dem Wort Verständigungsfriede arbeitete, und daß der Feldmarschall Hindenburg nach außen die Notwendigkeit eines Friedens betont habe, der „den gebrachten Opfern entspräche und Deutschlands Entwickelungsmöglichkeit sicherstellte". Was darunter verstanden werden sollte, wissen wir. Innere und äußere Stellungnahme harmonierten bei der Obersten Heeresleitung.

Weniger harmoniert es, daß auf derselben Seite Ludendorff erstaunt ist, daß im Volke die Ansicht aufgekommen sei, es beständen zwischen Politik und Kriegführung dauernd tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über die Kriegsziele; die Oberste Heeresleitung sei doch von einem „Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen" wirklich nicht sehr entfernt gewesen, und habe „dem Selbstbestimmungsrecht der Völker volle Freiheit" gelassen!

Um der besseren Verbindung willen war beim Auswärtigen Amt eine „militärische Stelle" geschaffen worden, die man dem Obersten v. Haeften übertragen hatte. Oberst v. Haeften hatte nach Ludendorffs Kriegserinnerungen (S. 412) am 20. September 1917 eine längere Unterredung mit dem Staatssekretär v. Kühlmann über Belgien, worin er eine entgegenkommende öffentliche Erklärung anregte. Wie verträgt sich dieses Vorgehen mit jener Denkschrift vom 14. September, also sieben Tage vorher, und jener Depesche vom 27. September, also sieben Tage nachher, die doch daran festhielten, daß Belgien unter deutschen Einfluß gebracht werden und Lüttich direkt unter deutsche Herrschaft kommen müsse?

In seinem ersten Buche hat Ludendorff mitgeteilt (S. 477), daß im Frühjahr 1918 der Oberst von Haeften im Auslande gewesen sei, um Propagandafragen zu besprechen. „Er trat hierbei ohne mein Wissen in eine Verbindung mit einer Persönlichkeit des feindlichen

Auslandes, die über die Ziele und Absichten der amtlichen Stellen in London und Washington unterrichtet war. Oberst v. Haeften erstattete mir hierüber mündlich einen Bericht; die damals genannten Bedingungen waren von solcher Härte, daß nur ein geschlagenes Deutschland sie hätte annehmen können". In dem neuen Buch erfahren wir nun diese Bedingungen*); sie lauten (S. 395):

„Bedingungslose Räumung Nordfrankreichs und Belgiens,
Zahlung der Wiederherstellungskosten,
Selbständigmachung Elsaß-Lothringens,
Nichtigkeitserklärung der soeben im Osten zustandegekommenen Friedensschlüsse, Verweisung aller Ostfragen an eine von der Entente zu berufende Friedenskonferenz,
völliger Wechsel des Regierungssystems in Deutschland in dem später von Wilson geforderten und erzwungenen Sinne."

Natürlich wäre es unbillig, diese Bedingungen mit dem Frieden von Versailles zu vergleichen und auszumalen, wieviel günstiger sie waren. Aber ganz abgesehen davon, wo ist die unerträgliche Härte dieser Bedingungen? So, daß man auf diesem Boden garnicht hätte verhandeln können? Das einzig Unannehmbare scheint mir der letzte Punkt, die Einmischung in die innere Verfassung Deutschlands, zu bilden. Aber da ja ohnehin auch in Deutschland die allgemeine Ueberzeugung war, daß sehr starke Konzessionen an die Fortbildung des Parlamentarismus geboten oder unvermeidlich seien, so wäre auch auf diesem Gebiet zwar kein Uebereinkommen, denn eine Einmischung in seine inneren Verhältnisse durfte ein ungeschlagenes Deutschland allerdings nicht zugeben, aber doch ein praktisches Vorgehen möglich gewesen, das die Bahn für den Abschluß des Friedens frei machte.

Herr v. Haeften hat mir auf meine Anfrage bestätigt, was sich auch aus dem Text unschwer herauslesen läßt, daß von der Abschaffung der Monarchie nicht die Rede gewesen sei. Es handelte sich tatsächlich nur um den Parlamentarismus, den der Kaiser ja mit der Ernennung Hertlings halb und halb zugestanden hatte, und dessen volle Durchführung, so wie die Umstände lagen, im eigenen deutschen Interesse lag.

Nichtsdestoweniger verstehen wir, daß Ludendorff von seinem Standpunkt diese Bedingungen als unerträglich hart ablehnte. Diese Ablehnung stimmt mit seiner sonstigen Haltung überein. Sie stimmt aber nicht überein mit seiner Behauptung, ein Verständigungsfriede sei ausgeschlossen, und seiner Behauptung (S. 253), daß seine Kriegsziele von einem Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen wirklich nicht sehr weit entfernt waren und dem Selbstbestimmungsrecht der Völker volle Freiheit ließen. War General Ludendorff ein „Annexionist" oder „Verzichtler"? Aber wir Anhänger eines Verständigungsfriedens dürfen eine solche Kameradschaft ablehnen. Ludendorff war weder „Verzichtler", noch „Annexionist", noch stand er zwischen beiden Richtungen, sondern er schwankte haltlos hin und her, wußte selber nicht, was er wollte, und ließ sich bald von dieser

*) Sie sind zuerst veröffentlicht worden von Wolfg. Förster in der Schrift „Graf Schlieffen und der Weltkrieg", dritter Teil S. 79.

Seite, bald von jener, bald in diesem Sinne, bald in jenem beeinflussen. Auch seine vielgerühmte Willenskraft verflüchtigt sich; sie war da, aber sie zeigte sich keineswegs in Festigkeit, sondern entlud sich in bloßer Gewaltsamkeit. Wenn ein Staatsmann seine politischen Ziele je nach der Kriegslage verändert, erweitert oder verengt, so ist das nicht unbegründet. Ludendorffs Schwankungen aber sind nicht Reflexe einer wechselnden Situation, sondern Reflexe von Einflüssen, wie sie sich zufällig bald in dieser, bald in jener Art bei ihm geltend machen.

Ludendorff weist in seinen Büchern immer von neuem darauf hin, wie ungünstig das Gebiet des Deutschen Reiches dadurch gestaltet war, daß die Zentren seiner wirtschaftlichen Kraft und insbesondere seine Kriegswerkstätten unmittelbar an der Grenze lagen. Deshalb bestand er so sehr auf Lüttich, weil er sich sagte, daß bei einem zukünftigen Kriege das rheinisch-westfälische Industriegebiet unbedingt geschützt werden müßte; denn gehe dieses gleich bei Beginn des Krieges verloren, so sei Deutschland schon so gut wie kampfunfähig. Die Betrachtung ist richtig, aber man vergleiche die Gegenseite. Wie sah es mit der Sicherheit Englands aus, wenn Deutschland etwa die flandrische Küste behauptete? Hat nicht schon Napoleon gesagt, Antwerpen sei eine stets auf die Brust Englands gerichtete Pistole? Ja, selbst wenn wir Belgien mit samt Lüttich wieder herausgaben, wie stand es um die Sicherheit Englands, wenn Deutschland eine Flotte von einigen hundert Tauchbootkreuzern baute? War Deutschland dann mehr bedroht in seinem rheinisch-westfälischen Industriegebiet oder England in seiner unentbehrlichen Lebensmittelzufuhr? Eine kluge Politik hätte diese gegenseitige schwere Bedrohung benutzt zu einem verständigen Ausgleich. Aber Ludendorff dachte soweit nicht.

Welch eine überragende Stellung wäre Deutschland zu teil geworden, wenn es einen Frieden auf dem status quo ante erlangt hätte! Wer hätte einen Staat, der sich gegen eine solche Uebermacht behauptet hatte, je wieder anzugreifen gewagt? Die Feinde beschuldigen uns, wir hätten den Krieg entfesselt, um die Weltherrschaft zu erobern. Das ist durch unangreifbare Urkunden bündig widerlegt worden. Daß die Verleumdung aber noch immer nicht weichen will, hat neben anderem einen nur zu natürlichen Grund in den von Deutschland immer wieder verkündeten Kriegszielen. Denn wenn schon jede Erweiterung der Macht Deutschlands in den Kolonien oder im Osten für die übrigen Völker sehr bedrohlich war, so war eine Verstärkung im Westen für sie schlechthin unerträglich und bedeutete in ihren Augen eine Weltherrschaft. Da wir nun so hartnäckig auf solchen Kriegszielen bestanden, so liegt der Schluß — wenn er auch falsch ist — nahe, daß wir um solcher Ziele willen in den Krieg gegangen seien, ihn herbeigeführt hätten.

Erzberger hat in seinen „Erlebnissen im Weltkrieg" der Obersten Heeresleitung Illoyalität vorgeworfen (S. 269), weil sie, die an der Friedensresolution mitgearbeitet, ihr mindestens nicht entschieden widersprochen, nachher einen sehr unschönen Kampf dagegen ein-

geleitet, unterstützt und gefördert habe. Nach dem, was wir jetzt erfahren, war es nicht sowohl direkte Illoyalität, als Zerfahrenheit und Unklarheit. Ludendorff wußte so wenig was er wollte, daß er je nach dem Einfluß, unter dem er gerade stand, ohne es wohl selber zu merken, bald dies, bald jenes vertrat. Im übrigen aber wird es wohl richtig sein, wenn Erzberger aus den Sitzungen, die er mit Ludendorff gehabt hat, berichtet (S. 323), der General sei „unbestimmt, wechselnd, schwankend" gewesen. Schon Bethmann Hollweg hat darüber geklagt, daß, wenn er sich mit Ludendorff in persönlicher Auseinandersetzung über irgend etwas geeinigt hatte und Ludendorff in das Hauptquartier zurückgekehrt war, am nächsten Tage von dort, wo Ludendorff wieder unter dem Einfluß Bauers und der anderen Offiziere stand, ein Telegramm kam, das die Vereinbarung wieder umwarf.

Ludendorff sah, was für Deutschland wünschenswert war, bedachte aber nicht, ob es auch für die anderen annehmbar sei. Wer militärisch so gestellt ist, daß ihm keine Koalition mehr anzugreifen wagen kann, der kann allen anderen Staaten seinen Willen auferlegen, hat eine indirekte Weltherrschaft. Ludendorff verwahrt sich dagegen, daß er napoleonische Gelüste gehabt habe: was er verlangt, war in den Augen der Anderen nicht viel weniger. Ranke in seiner Charakteristik des Atheners Kleon sagt: „man könnte zwei Arten von Politikern unterscheiden: die einen haben nur immer die gegenwärtige Lage vor Augen, den unmittelbaren einseitigen Gewinn; die anderen die nach der Hand zu erwartenden Folgen und den Gegensatz der allgemeinen Kräfte, den man zu provozieren und zuletzt doch nicht bestehen zu können Gefahr läuft. Zu den ersten gehörte der hochfahrende, stürmische Demagog von Athen".

Bis zu den „allgemeinen Kräften, die man (durch die überspannten Kriegsziele) provozierte und nachher nicht bestehen konnte", reichte Ludendorffs Blick nicht. Die Staatsmänner, mit denen er rivalisierte, Bethmann, Michaelis, Hertling, Kühlmann sahen weiter und erkannten, daß Deutschland unmöglich die Hand über Belgien behalten könne, aber auch sie sahen noch nicht weit genug.

Bethmann sagte 1916, als er eine Friedensaktion einleiten und die Ansprüche Deutschlands begründen wollte: Sehen Sie sich die Kriegskarte an. Nach der Kriegskarte hatten die Deutschen große feindliche Gebiete besetzt, die Gegner nur die unbedeutenden deutschen Kolonien und einige Dörfer im Elsaß. Aber das Bild der Kriegskarte gab die Kriegslage doch nur sehr unvollkommen wieder Sie zeigte alle Vorteile Deutschlands, aber nicht seine Schwächen. Von dieser Kriegskarte waren nicht abzulesen die unerschöpflichen Reserven der Gegner und die nur zu bald zu Ende gehenden Kräfte der von der Blockade eingeschnürten, ohnehin so viel schwächeren Mittelmächte. Kein Gedanke daran, daß die Entente auf Grund der Kriegskarte einen Frieden schließen würde. Jede vernünftige Friedensbewegung mußte davon ausgehen, daß Deutschland so gemäßigte Friedensbedingungen stellte, daß die Entente trotz ihrer besseren Zukunftschancen doch auf die Fortsetzung des Kampfes, der noch so viel Blut und Opfer kosten müßte, verzichtete.

Immer und immer wieder, öffentlich und durch diskrete Mittelsmänner, ließen uns die Engländer wissen, daß die bedingungslose Freigabe von Belgien die Vorstufe sei für jede Friedensverhandlung.

Im Sommer 1917 war nach langer, sorgsamster Vorbereitung die Kurie so weit gelangt, daß sie glaubte, eine Friedensvermittlung anbahnen zu dürfen.

Nur mit der äußersten Vorsicht hatten naturgemäß die Westmächte sich an die Vermittlung herangetraut. Ihre Situation war ja eine ganz andere als die unsrige. Wir hatten Dezember 1916 ein öffentliches Friedensangebot erlassen und haben es im Juli 1917 in der Form der Reichstagsresolution wiederholt, und wir durften es tun, weil wir ja den Vorteil der Kriegskarte für uns hatten. Wäre es uns gelungen, die Gegner damals an den Verhandlungstisch zu bringen, so hatten wir gewonnenes Spiel. Wir konnten für die Räumung Belgiens jede Forderung stellen. Obgleich der Kardinal-Staatssekretär uns andeuten durfte, daß in England und sogar in Frankreich, wo damals die tiefste Depression herrschte, guter Wille vorhanden sei, in Verhandlungen einzutreten, so gingen die Westmächte doch über solche Andeutungen nicht hinaus und gaben nichts aus der Hand, was nicht nachher hätte abgeleugnet werden können.

Als am 26. Juni der Nuntius Pacelli bei Bethmann erschien, um eine neben der offiziellen herlaufende geheime päpstliche Friedensvermittlung einzuleiten, erklärte der Reichskanzler, daß Deutschland zu voller Wiederherstellung Belgiens bereit sei, und gestand sogar an der elsaß-lothringischen Grenze den Franzosen gewisse Verschiebungen zu. Wenn er hinzufügte, daß Belgien so wenig wie unter deutscher auch nicht unter englischer oder französischer Vorherrschaft stehen dürfe, so war das eine Uebervorsicht, die gewiß besser unterblieben wäre. Auch Bethmann hat offenbar noch nicht genügend in Rechnung gestellt, welch eine ungeheure Stellung das Deutsche Reich indirekt durch den Zusammenbruch Rußlands gewonnen hatte, wie auch immer die Verhältnisse im Osten schließlich geordnet wurden. Was hätte es Deutschland also geschadet, wie leicht hätte es sich damit abfinden können, selbst wenn Belgien dauernd im Lager der Westmächte blieb! Man kann sich auch nicht wohl vorstellen, in welcher Art ein souveränes Belgien hätte dauernd und wirksam verhindert werden können, Bündnisse zu schließen, wie es wollte. Vielleicht war die Bethmannsche Forderung auch ein bloßer diplomatischer Schachzug. Aber Bethmann fiel und die Leitung der auswärtigen Politik gelangte an Herrn v. Kühlmann. Auch er verkannte keineswegs, wie wir schon gesehen haben, daß die Wiederherstellung Belgiens die erste Bedingung jeder Friedensverhandlung war. Nachdem schon der päpstliche Nuntius deutlich hatte merken lassen, daß er im Einverständnis mit England handle, stellte jetzt laut und öffentlich Asquith im Unterhause die Frage an uns: wie denkt ihr über Belgien? Wäre auf diese Frage eine ebenso offene, loyale und rückhaltlose Antwort erfolgt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Gruppe Asquith, Grey, Landsdowne in London zur Regierung gelangt und die Friedensverhandlungen in Fluß ge-

kommen wären. Ja, wenn man nur dem päpstlichen Nuntius die richtige Antwort gegeben hätte, so wäre der Faden fortgesponnen worden. Herr Scheidemann hat sich das Verdienst erworben, in seiner neueren Broschüre „Papst, Kaiser und Sozialdemokratie in ihren Friedensbemühungen im Sommer 1917" darüber neue Dokumente zu veröffentlichen. Es ist herzzerreißend, heute zu lesen, wie nahe wir dem Erfolg waren und wie er durch nichts als durch unsere eigene Torheit abgeschnitten worden ist. Wie falsch ist die noch immer wiederholte Behauptung, unsere Friedensangebote hätten unsere Schwäche offenbart, dadurch den Kriegswillen der Gegner gestärkt und den Frieden verhindert! Freilich stand das tausendfach in den feindlichen Zeitungen; gleichzeitig aber stand auch da, daß unser Angebot nicht ehrlich, daß es nichts als eine Falle und daß der Reichstag nicht die maßgebende Instanz in Deutschland sei. Briand fürchtete bei Bethmanns Friedensangebot in der französischen Kammer „eine Vergiftung der öffentlichen Meinung", und ähnlich ängstlich äußerten sich auch italienische und englische Staatsmänner (Bethmann S. 156). Gewiß war die Friedensresolution ein taktischer Fehler, aber nicht wegen ihres Inhalts, sondern weil ihre Begründung den Eindruck erweckte, daß sie nicht aus politischer Einsicht, sondern aus gedrückter Stimmung geboren sei, und nicht die Resolution, sondern daß die Reichskanzler Michaelis und Hertling sie nicht ausgeführt, nicht ihrem Wortlaut und Sinn gemäß gehandelt haben, hat uns um den Verständigungsfrieden gebracht. Die Behauptung, daß die Friedensresolution den Frieden verhindert habe, läßt sich ganz ebenso urkundenmäßig widerlegen, wie die Versailler Schuldlüge über den Ursprung des Krieges, und wer sie, um die politischen Gegner zu verunglimpfen, heute noch wiederholt, der steht als Historiker auf dem Niveau des Herrn Grelling. Die Friedensresolution war am 19. Juli, und Erzbergers Indiskretionen über die Schwäche Oesterreichs sollen damals zur Kenntnis unserer Feinde gekommen sein. Am 21. August aber gibt die im englischen Blaubuch abgedruckte Instruktion für den Gesandten in Rom noch den nötigen Spielraum. Dann trat Unsicherheit ein. Am 30. August will man von Verhandlungen nichts mehr wissen, aber die päpstliche Friedensvermittlung hat sich noch bis in den Anfang September hingezogen. Noch am 6. September berichtete der Vertreter des Papstes, der englische Gesandte Graf Salis habe ihm diesen Morgen gesagt, daß Belgien der für England wichtigste Punkt sei, und der Botschaftsrat v. Hindenburg meldete dasselbe von dem päpstlichen Vertreter in Bern (30. August): wenn die deutsche Antwortnote bezüglich Belgiens befriedigend ausfalle, so sei er überzeugt, daß auch England dem Papst entgegenkommend antworte. (Scheidemann S. 21): „Die päpstliche Note stelle die letzte große wohlbegründete Aktion dar, um dem erschöpften Europa, wenige Schritte vor dem Abgrund, Rettung zu bringen. Scheiterte diese Aktion, so könne man sich die Zukunft garnicht dunkel genug ausmalen, und besonders das Schicksal der Zentralmächte werde ein schreckliches sein; das müsse er als ehrlicher Freund der Zentralmächte mit Trauer bekennen, und er hoffe daher vor allem, daß die deutsche und die österreichisch-ungarischen

Antwortnoten die erlösenden Worte enthalten werden, auf die hunderte von Millionen sehnsüchtig warteten".

Die so sehnsüchtig erwartete Antwort aus Berlin kam nicht. Der Reichskanzler Michaelis und Herr v. Kühlmann hielten es für richtig, die Erklärung über Belgien zu umgehen und eine dilatierende Antwort zu erteilen.

Hat also die Resolution den Verständigungs-Frieden verhindert oder ihre Nicht-Ausführung? Noch sechs Wochen nach der Resolution haben die Engländer uns wissen lassen, daß sie zu Verhandlungen bereit seien.

Wie hätten unsere Staatsmänner aber anders gekonnt? Wir haben ja die Forderungen der O.H.L. in Bezug auf Belgien und die Beschlüsse des Kronrats von Bellevue (11. September) kennen gelernt. Nach der Auslegung der O.H.L. sollte ja selbst die flandrische Küste, wennschon nicht dauernd, festgehalten werden.

Wenn auch eine ganz klar und scharf umrissene, von allen anerkannte Formulierung der Beschlüsse des Kronrats von Bellevue nicht stattgefunden hat, so ist doch so viel klar, daß Kühlmann seinen Blanko-Scheck über Belgien nur für den Schluß, aber nicht für den Eintritt in die Verhandlungen erhalten und auch nicht mehr gefordert hat. Er konnte die Integrität und Souveränität Belgiens zugeben, aber nur als Kompensation für anderes. Er wollte Belgien freigeben, aber erst im Laufe der Verhandlungen*). Er hat, wie die weitere Darstellung ergibt, gehofft, daß, wenn er auf dem geheimen Pfade, den er aufgespürt hatte, zu den Verhandlungen gelangen und schließlich einen Frieden auf seine Bedingungen hin präsentieren würde, auch die Oberste Heeresleitung sich der Zustimmung nicht werde entziehen können. Ob diese Hoffnung in Erfüllung gegangen sein würde, steht nach allem, was wir jetzt von Ludendorff bis zum Zusammenbruch wissen, dahin.

Es ist aber nicht zu dieser Probe gekommen und konnte nicht zu ihr kommen, weil Kühlmann es nicht einmal zu wirklichen Verhandlungen zu bringen verstand. Er wollte ja tatsächlich nichts als die Fortsetzung der Bethmannschen Politik. Aber die Vorstellung, Belgien als Kompensationsobjekt behandeln zu dürfen, verdarb alles. Darauf wollte und konnte England sich nicht einlassen. Denn, wenn es auch richtig war, daß wir Belgien in der Hand hatten und die Entente nichts dementsprechendes, so war es doch ebenso klar, daß die Entente vor uns voraus hatte, daß ihre Zukunftsaussichten ebenso gut waren wie die unsrigen schlecht. Wenn wir unseren Feinden auch im Frühjahr 1918 manche sehr ängstliche Momente bereitet haben, so konnten sie doch mit ruhiger Zuversicht dem Jahr 1919 entgegensehen, wir aber nicht. Freigabe Belgiens von vornherein, unwiderruflich, in öffentlicher Erklärung war daher

*) Ludendorff (Kr. Er. S. 412) legt Gewicht darauf, daß der Staatssekretär die Anregung des Obersten v. Haeften am 20. Sept. 1917, eine Erklärung über Belgien abzugeben, schroff abgelehnt habe. Wer sagt Ihnen überhaupt, daß ich geneigt bin, das Pferd Belgien zu verkaufen? Vergleicht man diese Szene mit der Erzänlunb Scheidemanns (Der Zusammenbruch S. 112), so erkennt man den Zusammenhang. Kühlmann wollte allerdings „das Pferd Belgien" verkaufen, sich aber bei der Ag, wickelung des Geschäfts nicht durch Dritte stören lassen.

unerläßlich, wenn Deutschland zum Frieden kommen wollte. Herr v. Kühlmann begriff das so wenig, daß Nowak (S. 162), als die Engländer mangels seines Entgegenkommens die Verhandlungen abbrechen, schreiben kann: „die Erklärung über Belgien hatte der Staatssekretär sich zu seiner Genugtuung nicht entringen lassen". Er räsonniert nämlich (S. 158): Belgien sei sein einziger Trumpf; wenn er diesen ausspiele, so sei er möglicherweise ohne Erfolg fortgegeben; England habe ja dann, was es wollte, zugesichert erhalten, und er habe ihm nichts weiter zu bieten; Elsaß-Lothringen sei für England kein Friedenshindernis.

Wenn das, wie ich nicht zweifle, richtig ist, so scheint mir gesunder Menschenverstand zu sagen: sollte das englische Volk wirklich bereit gewesen sein zu kämpfen, wenn es alle seine Forderungen befriedigt sah? Sobald Deutschland erklärte, daß es Belgien nach dem Kriege wieder herausgebe, würde England sich und seinen Verbündeten sagen, daß es an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse mehr habe, läßt uns im Oktober 1916 der päpstliche Vertreter in der Schweiz wissen (Erzberger S. 271). Diejenigen, die glauben, daß das englische Volk einmütig entschlossen gewesen sei, uns völlig in den Grund zu treten, mögen anders denken. Wenn man aber wie Herr v. Kühlmann glaubt, daß mit der Freigabe von Belgien jedes ernste Friedenshindernis zwischen uns und England erledigt war, dann sieht man nicht, inwiefern die öffentliche Erklärung das Zugeständnis entwertet hätte, inwiefern die Gefahr bestand, daß der Trumpf vergeblich ausgespielt wurde. Der Verdacht, den man schon lange gehegt hat, daß Kühlmann uns den Krieg durch sein Finassieren habe verlieren machen, wie Ludendorff durch seine Plumpheit, wird durch das Nowaksche Buch nur zu sehr bestätigt. Die Vorstellung, daß England uns nichts mehr zuzugestehen brauchte, wenn wir von vornherein auf Belgien verzichteten, ist völlig sinnlos; denn wir hatten immer noch das allergrößte Zugeständnis in der Hand, nämlich den Frieden, den wir stets zu verweigern in der Lage waren, falls England uns noch mit Bedingungen zu Leibe rückte, die uns die Fortführung des Krieges wert waren. Es wurde ja von uns nicht verlangt, daß wir Belgien räumten, sondern nur, daß wir im Frieden die Bedingung der Räumung annehmen würden.

Da Deutschland, obgleich ja auch der Reichstag in seiner Friedens-Resolution sich in diesem Sinne ausgesprochen hatte, schlechterdings nicht dazu zu bringen war, die geforderte Erklärung über Belgien abzugeben, so blieb die päpstliche Friedens-Vermittlung ergebnislos. Die formelle Schuld bleibt bei Kühlmann; die sachliche bei Ludendorff. Denn wer will zweifeln, daß, wenn Kühlmann tatsächlich den großen Schritt getan hätte, Ludendorff ihn in ganz derselben Weise beseitigt hätte, wie vorher Bethmann? Bei Erzberger (S. 286) kann man nachlesen, wie selbst ein Mann wie der Abgeordnete Payer als Vizekanzler gegen einen vernünftigen Vorschlag einwandte, der Reichskanzler werde das bei der Obersten Heeresleitung nicht erreichen.

Am Schlusse des Kronrats von Bellevue hatte der Kaiser dem Staatssekretär Kühlmann gesagt: „Jetzt haben Sie freie Bahn; nun

zeigen Sie einmal, was Sie können und machen Sie bis Weihnachten Frieden."

Kühlmann hat sich ja auch alle Mühe gegeben, hatte auch allerhand Fäden angesponnen und gab dem Abgeordneten Scheidemann am 9. September 1917 die bestimmteste Versicherung, daß wir binnen drei bis vier Wochen mit England in Verhandlungen sein würden. Weshalb das alles fruchtlos bleiben mußte, haben wir gesehen. Der Reichskanzler Michaelis weiß es heute noch nicht. Mit einer wahrhaft erschütternden Naivität erklärt er in seinem Buch (S. 356), da sich herausgestellt habe, daß auf der von der deutschen politischen Leitung umschriebenen Grundlage bei der britischen Regierung keinerlei Geneigtheit zu Friedensverhandlungen bestand, so ergebe sich daraus, daß der Kardinal-Staatssekretär und der apostolische Nuntius in München der Mitteilung des Foreign Office an den britischen Gesandten beim Vatikan eine dieser Mitteilung nicht zukommende Bedeutung beigelegt hätten.

Es ist, nach der Nowakschen Darstellung, Herrn v. Kühlmann nach dem Abreißen seines erst gesponnenen Fadens im Winter 1917 gelungen, noch einmal im Frühjahr 1918 in eine unterirdische Beziehung zur englischen Regierung zu treten. Aber in dem Augenblick, als er darüber im Reichstag eine Andeutung machte, jagte ihn Ludendorff fort, und der Kaiser wagte nicht, ihn zu halten. (Juni 1918.) Daß noch im Juni 1918 sogar Lloyd George für einen Verständigungsfrieden war, ist ja auch von englischer Seite bezeugt. Aber es hat keinen Zweck, diesen Faden weiter zu verfolgen. Denn unmittelbar darauf setzte ja der militärische Umschwung ein, der selbst wenn man bereits die Tür zum Verhandlungssaal geöffnet gehabt hätte, den Verbündeten die Handhabe bot, jede Verhandlung abzulehnen und den Diktat-Frieden zu verkünden. Die späteste Möglichkeit eines Verständigungsfriedens war im Frühjahr 1918, beim Einsetzen unserer Offensive.

Ludendorff bildet sich ein, daß durch Proklamierung hochgespannter Kriegsziele die Stimmung im Volk und Heer aufrecht erhalten werde. Er machte es Bethmann und den folgenden Reichskanzlern zum schwersten, unausgesetzt wiederholten Vorwurf, daß sie nicht verstanden hätten, durch Aufzeigung des Siegespreises den Kampfeswillen zu stärken. Daß aber die Verkündigung von großen Erwerbungsabsichten den Verständigungsfrieden unmöglich machte, soweit reicht Ludendorffs Denken nicht. Noch weniger ging es ihm auf, wie er selber es war, der die Stimmung herabdrückte mit seinen hohen Kriegszielen, weil die ganz überwiegende Masse des Volkes und noch mehr der Truppe für Erwerbungen nicht fechten wollte, sondern völlig befriedigt gewesen wäre und gejubelt hätte, wenn wir einen Frieden schlossen, bei dem Deutschland keinen Schaden litt

Ludendorff und seine Anhänger beklagen auch immer, daß die feindliche Propaganda so sehr viel wirksamer gewesen sei als die deutsche. Gleich nach seinem Eintritt in die Oberste Heeresleitung stellte Ludendorff beim Reichskanzler den Antrag „auf Herbeiführung einer Leitung der öffentlichen Meinung". Leider muß uns der Chef des Kriegspresseamts, Oberstleutnant Nicolai, dem wir diese Nach-

richt entnehmen (S. 105), darauf selber berichten (S. 109), daß diese verruchte Presse, ja sogar die so gutgesinnte „Deutsche Tageszeitung", den gegebenen Weisungen nicht folgen wollte.

Die öffentliche Meinung ist zwar sehr stark beeinflußbar, aber sie hat auch ihre selbständigen Strömungen, ihre Parteien und ihre Streitigkeiten. Ein Gewalt-Regiment kann alle Zeitungen unterdrücken und nur ihre eigene Direktive geben; aber damit lenkt sie nicht die öffentliche Meinung, sondern schlägt sie tot, und wenn sie dann nach einiger Zeit zu neuem Leben erwacht, nimmt sie erst recht die der Regierung entgegengesetzte Richtung. Eine einheitliche Richtung kann man der öffentlichen Meinung nur dann geben, wenn man ein politisches Ziel aufstellt, das allen Parteien gleichmäßig genehm ist. In England gelang das. Denn die ganze öffentliche Meinung in England war darin einig, daß das Land verloren sei, wenn Deutschland direkt oder indirekt die Herrschaft über Belgien gewinne. Das bedeute die deutsche Weltherrschaft. Mit diesem Satz hat Lord Northcliffe nicht nur das englische Volk, sondern die ganze Welt im Kampf gegen uns zusammengehalten.

Ganz ebenso und zugleich umgekehrt in Deutschland. Auch wir hätten eine im wesentlichen geschlossene annähernd einheitliche öffentliche Meinung haben können, wenn von Anfang an Regierung und Oberste Heeresleitung mit Entschiedenheit und immer von neuem darauf hingewiesen hätten, daß wir einen Verteidigungskrieg führten und nicht darüber hinausgehen würden, weil es gar nicht in unserem Interesse liege, das Gleichgewicht unter den Mächten zu stören. Weit entfernt, diese so einfache und klare sowie politisch allein durchführbare Direktive zu geben, erregte die Oberste Heeresleitung unbestimmte Eroberungsgelüste, an die sie doch, wie wir gesehen haben, im Herzen selber nicht glaubte. Mit Pathos hat Ludendorff vor der Untersuchungskommission bekundet, seine Aufgabe sei gewesen, den Sieg zu erfechten, und nichts anderes. Das war eine völlig inhaltlose Phrase. Denn an einen absoluten Sieg, die völlige Niederwerfung aller Gegner, glaubte er selber nicht, und statt jenes Sieges schlechthin gab das Kriegspresseamt in seinem Auftrag die Direktive aus, „im eigenen Kampfwillen nicht eher nachzulassen, als bis der Feind tatsächlich Bereitwilligkeit zu einer Verständigung gezeigt hätte." Also der Verständigungsfriede, dessen Vertreter ganz von denselben Stellen als die Pflaumenweichen und die Miesmacher bezeichnet wurden.

Nach der Darstellung des Oberstleutnants Nicolai hat sich das Kriegspresseamt in dem Kampf um die Friedensresolution neutral verhalten. Das ist der echte Ludendorff. Statt in der über Leben und Tod entscheidenden Frage mit der höchsten Energie die Volksstimmung auf den richtigen Weg zu drängen, verhält sich das von der O.H.L. ressortierende Kriegspresseamt neutral. Wie also sollte eine einheitliche öffentliche Meinung und eine erfolgreiche Propaganda entstehen und aussehen? Ludendorff bildete sich ein, eine kraftvolle Regierung hätte durch richtige Bearbeitung des Volkes den unbedingten Kriegswillen erzwingen und erhalten können. Ich setze dem die Behauptung entgegen, daß, wenn nur die Oberste

Heeresleitung wirklich den Entschluß zu einem Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen gefunden hätte, dem Ludendorff nach seiner Angabe ja garnicht ferngestanden haben will, und wenn er mit seinem persönlichen Einfluß, den ihm nahestehenden Zeitungen und dem Kriegspresseamt rückhaltlos für diese Auffassung eingetreten wäre, allerdings eine so gut wie einheitliche öffentliche Meinung sich hätte herstellen lassen. Die Oberste Heeresleitung selber ist es gewesen, die den Keil in das Volk getrieben, die Einheit der öffentlichen Meinung, die August 1914 auf der Grundlage des Verteidigungskrieges geschaffen war, durch ihre wahnwitzigen Vergrößerungsabsichten zerstört und den Kriegswillen des deutschen Volkes gebrochen hat.

Um dies Büchlein nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, will ich auf eine Darstellung und Kritik der Ludendorffschen Ost-Politik verzichten. Sie wird in ihrem Hin- und Herspringen wie in ihren verschiedenen positiven Zielen wohl von niemand verteidigt, sondern ganz allgemein verurteilt. Wie wahrheitswidrig Ludendorffs eigene Darstellung über die Schaffung eines selbständigen Königreichs Polen ist, ist oben ausgeführt worden. In Veit Valentins höchst verdienstlichem Buch „Deutschlands Außenpolitik 1890—1918"*) sind die überaus verderblichen Folgen der Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest im Zusammenhange mit dem westlichen Kriegsschauplatz wirkungsvoll dargestellt. Unsere Niederlage im Weltkrieg ist schließlich entschieden worden durch den Abfall Bulgariens, und dieser war, wie Valentin schreibt, „ein politisches und erst in zweiter Linie ein militärisches Ereignis; er ist eine unmittelbare Folge des Friedens von Bukarest. So seltsam verknüpfen sich die Dinge: aus den Friedensschlüssen im Osten, die den deutschen Machtwillen dokumentierten, erwuchsen die Kräfte, die außenpolitisch und innenpolitisch die deutsche Stellung im entscheidenden Augenblick tödlich lähmten und die deutsche militärische Niederlage im Westen besiegelten."

Daß, wenn Deutschland nach Osten aufs gewaltigste ausgriff, es im Westen umso zurückhaltender und nachgiebiger hätte sein müssen, um sich wieder in die Weltpolitik einzupassen, das war ein Gedanke, der, so einfach er ist, doch schon ganz außer Ludendorffs Horizont lag.

An dieser Stelle ist es sehr lehrreich, eine französische Quelle heranzuziehen. Es ist der französische Geheimbericht Nr. 7, aus dem Februar 1917, den der Abgeordnete Haußmann im Herbst 1921 veröffentlicht hat. Die große Gefahr für die Entente, setzt hier ein Beobachter in französischem Dienst auseinander, sei, daß es dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und dem Kaiser gelinge, dem preußischen Ungeheuer die Aufmachung eines liberalen und humanen Philosophen zu geben. Mit einer erstaunlichen Meisterschaft und Kühnheit sei diese Abwandlung in Angriff genommen. Ueberwältigend würde der Eindruck dieser Reform nicht nur auf die Neutralen, sondern auch auf die eigenen Völker der Entente sein; sie bedeute

*) Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1921.

den sicheren Sieg Deutschlands. Aber die Gefahr sei weniger groß als sie scheine. Die alldeutsch-konservative Fronde werde die Durchführung zu verhindern wissen; an ihr habe die Entente in Deutschland einen Bundesgenossen, der ihr den endlichen Sieg verbürge. In absehbarer Zeit werde es der Fronde gelingen, Bethmann Hollweg zu stürzen; ein Reichskanzler werde dem anderen folgen, ohne Autorität, in immer größerer Abhängigkeit von der Obersten Heeresleitung. Damit sei jede Mäßigungspolitik unmöglich gemacht, und da man erwarten könne, daß Amerika noch der Entente beitreten werde, so könne ihr endlicher Sieg keinem Zweifel unterliegen.

Dieser Bericht oder diese Denkschrift, wie man besser sagt, ist aus dem Februar 1917, ein halbes Jahr, ehe Bethmann-Hollweg gestürzt wurde. Sie sagt das Kommende mit so unheimlicher Sicherheit voraus, daß schon der Verdacht aufgetaucht ist, es handle sich um eine Mystifikation.

Sie ist aber echt. Herr Haußmann hat selber die Uebersetzung aus dem Französischen anfertigen lassen, und schon am 22. Juni 1917 große Stücke davon in der Württembergischen Kammer wörtlich verlesen. Es hat also in der französischen Propaganda wirklich einen Mann von so genauer Kenntnis der deutschen Verhältnisse und solchem Scharfblick der Voraussicht gegeben. Wo man heute noch wagt, von Verdiensten des doch so patriotischen Alldeutschtums um das Vaterland zu reden, verweise man darauf, wie dieser Bericht die Alldeutschen als Bundesgenossen der Entente innerhalb Deutschlands begrüßt. Millionenfach sollte dieses Schriststück im deutschen Volk verbreitet werden.

Nicht mit Unrecht aber gebraucht man in Deutschland den Ausdruck: die alldeutsch-militaristische Partei. Der entscheidende Exponent des Alldeutschtums war die Oberste Heeresleitung. In den Erinnerungen des Obersten Bauer finden wir die Mitteilung (S. 204), daß der Kaiser selbst die Alldeutschen als Menschen angesehen habe, die „toll und blind den Staat ins Unglück brächten."

Auch der Einfluß, den die alldeutsche Richtung auf diesen oder jenen Herrn in der kaiserlichen Umgebung ausübte, ist wohl zuweilen zu spüren, war aber doch nicht wesentlich. Hertling erzählt uns, daß, wenn an höchster Stelle Entscheidungen bevorstanden, von unbekannter Seite inszeniert, alldeutsche Petitionsstürme einsetzten; man habe sie aber nicht beachtet.

Wer mag wohl den Alldeutschen diese Winke gegeben haben?

Bethmann Hollweg erzählt uns in seinen Erinnerungen nicht nur, wie entschlossen er selber auf die päpstliche Friedens-Vermittlung eingegangen ist, sondern auch, daß er gewiß gewesen sei, den Frieden der Behauptung auch beim Kaiser durchsetzen zu können, wenn er nur nicht mehr theoretisch zu diskutieren, sondern praktisch anzunehmen oder auszuschlagen war. Der Kaiser war fest entschlossen, Bethmann zu halten, auch der Kronprinz war für dessen Politik gewonnen.

Drüben im feindlichen Lager war man nach dem gänzlichen Mißerfolg mit dem immer wiederholten Anstürmen gegen die deutsche

Front und den fürchterlichen Verlusten, die sie gebracht hatten, in der gedrücktesten Stimmung. Die französische Armee war durch Meuterei zersetzt; ganze Divisionen versagten den Gehorsam. Eine Welle des Pessimismus, sagt der Engländer Roch, überflutete das Land. Man brauchte nur zu sprechen, und der Verständigungsfriede war da. Da schickte Ludendorff den Oberst Bauer nach Berlin*), der mit den Abgeordneten Erzberger und Stresemann übereinkam, den Reichstag gegen den Kanzler in Bewegung zu setzen. Oberst Bauer verstand es auch, den Kronprinzen in die Intriguen hineinzuziehen, der ohne den Befehl seines Vaters mit den Abgeordneten verhandelte, und endlich erklärte die O.H.L., wenn Herr v. Bethmann im Amt verbleibe, so reiche sie den Abschied ein. In gröbster Form schrieb der General Ludendorff an den Kaiser: „Ew. Majestät kann ich in meiner Stellung nicht mehr dienen, und Ew. Majestät bitte ich alleruntertänigst, mir den Abschied zu geben."

Als das Telegramm, daß dieses Abschiedsgesuch unterwegs sei, in Berlin eintraf, bat der Reichskanzler selber den Kaiser, ihn zu entlassen.

Was sollte der Kaiser tun? Konnte er Herrn v. Bethmann Hollweg auffordern, zu bleiben, wenn dieser selber seine Stellung für unhaltbar erklärte?

Es ist der Augenblick, der tatsächlich über das Schicksal Deutschlands und der Welt entschieden hat. Es ist kein Zweifel, daß Herr v. Bethmann Hollweg mit Ausnahme einer nicht sehr großen Gruppe von politisch Einsichtigen fast keine Anhängerschaft mehr im Volke hatte. Die ganze Rechte, wenn auch einige hervorragende Persönlichkeiten, wie der Präsident des Herrenhauses Graf Wedel und der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Schwerin, seine auswärtige Politik billigten, war leidenschaftlich gegen ihn erregt. Die Sozialdemokraten billigten zwar seine Verständigungspolitik, lebten aber noch zu sehr in den Empfindungen einer Oppositionspartei, um es für ihre Aufgabe zu halten, einen Reichskanzler zu stützen. Das Zentrum stand unter dem Einfluß des Abgeordneten Erzberger, dem zwar ein gewisser politischer Instinkt nicht abzusprechen ist, der aber so fahrig war, daß er garnicht merkte, in welchen Selbstwiderspruch er geriet, als er gleichzeitig seine Friedensresolution betrieb und durch den Sturz Bethmanns dem General Ludendorff zur Herrschaft verhalf, der das Gegenteil dieser Resolution wollte.

Stellen wir uns einmal einen Bismarck an der Stelle Bethmanns vor, was hätte er getan? Hätte auch er dem Kaiser geraten, dem General Ludendorff zu weichen und seinem Kanzler den Abschied zu geben? Es kam darauf an, Hindenburg von Ludendorff zu trennen. Auch Bauer (S. 141) gesteht, daß das keineswegs ausgeschlossen war. Vielleicht ist es bei der Natur der Beteiligten, dem Stande der öffentlichen Meinung in Deutschland und dem Verhältnis der Kräfte nur eine Phantasie, aber ich kann mich doch nicht enthalten, sie aus-

*) Ludendorff selbst hat abgeleugnet, daß er Bauer nach Berlin geschickt habe. Das mag dem Wortlaut nach zutreffen. Bauer selbst aber, der seine Intriguen ganz offen erzählt, fügt ausdrücklich hinzu (S. 141), daß er dabei mit der O. H. L. in engster Fühlung gestanden habe

zumalen. Erinnern wir uns, wie Bismarck in Nikolsburg gegen die militärischen Einflüsse und gegen den Willen des Königs selber um den Verständigungsfrieden gekämpft und gerungen hat, und stellen uns nun den Bismarck von 1917 vor, der dem Kaiser gesagt hätte: es ist wahr, die öffentliche Meinung in denjenigen Kreisen des Volks, die bisher den Thron gestützt haben, ist gegen mich und gegen meine Politik. Aber Ew. Majestät haben sich überzeugt, daß diese Politik die einzig richtige und heilsame ist. Dafür sind Sie Monarch und haben wir eine monarchische Regierung in Deutschland, damit Sie eine solche Einsicht durchsetzen. Das Abschiedsgesuch des Generals Ludendorff ist Meuterei. Allerdings hat auch der Feldmarschall Hindenburg sich verleiten lassen, seinen Abschied zu erbitten, aber im Grunde ist die Gesinnung dieser beiden Männer eine durchaus verschiedene. Wenn es gelingt, die beiden von einander zu trennen, sind Ew. Majestät immer noch in der Lage, Ihren Willen und Ihre Politik gegen die Aufsässigkeit des Generals Ludendorff aufrechtzuerhalten. Lassen Ew. Majestät sich jetzt den Feldmarschall kommen und berufen sich auf die Treue, die nach deutschem Begriff der Offizier Ihnen als seinem Obersten Kriegsherrn schuldet; lesen Sie ihm jene Stelle vor aus dem Prinzen von Homburg, wo die Truppe zu meutern droht und Ihr großer Ahn mit dem Wort „Doch weils Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist" jede Besorgnis beiseite schiebt.

„Doch weils Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist,
Der sich mir naht, willkürlich, eigenmächtig,
So will ich mich auf märk'sche Weise fassen;
Von den drei Locken, die man silberglänzig
Auf seinem Schädel sieht, faß ich die eine
Und führ ihn still mit seinen zwölf Schwadronen
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück."

Der Feldmarschall wird Ihnen folgen, er wird sich an Ihre Seite stellen, und so tüchtig der General Ludendorff in mancher militärischen Beziehung ist, wir haben Generale genug, die ihn ersetzen können." — — So denke ich mir, hätte ein Bismarck am 12. Juni 1917 gesprochen und sich mit allen Organen, mit Klauen und Zähnen an sein Amt geklammert, hätte auch den Kaiser damit gehalten und gestützt.

Aber das alles ist nichts als eine Vision. Weder war Bethmann ein Bismarck, noch wäre der Kaiser fähig gewesen, den Kampf mit dem General Ludendorff um die Seele des Feldmarschalls durchzufechten. An politischem Instinkt, Intelligenz und Horizont seinem Großvater weit überlegen, entbehrte er doch gerade der Kraft, die dieser aus seiner Beschränktheit schöpfte, wagte die tiefsten Konflikte nicht auszufechten, sondern täuschte sich selbst mit Illusionen und mystischen Phantasien hinweg über Entscheidungen, die ihm Schmerz bereiteten, oder entzog sich ihnen, weil ihre Last ihn erdrückt haben würde. So ist denn das Deutsche Reich und das große Haus der Hohenzollern zu Grunde gegangen, nicht weil der letzte Vertreter dieses Geschlechtes zu despotisch, zu absolutistisch gewesen wäre, sondern im Gegenteil, weil er, bei allen Anwandlungen von Despotismus doch im Grunde eine schwache Natur

war und nicht die Fähigkeit hatte, dem Drachen der öffentlichen Meinung den Fuß auf den Nacken zu setzen und den meuternden General an die Kette der Disziplin zu legen.

Der Kaiser hatte das volle Bewußtsein der Tragweite der Entscheidung. Im innersten Kreise seiner Familie klagte er, daß dieser Tag für ihn der schwerste seines Lebens gewesen sei, und wenn der General Ludendorff sich noch heute rühmt, daß er die Gnade Sr. Majestät besitze, so wage ich es, diesem Glauben Zweifel entgegenzusetzen.

Daß man sich nicht darauf berufe, daß auch General York seinen König vergewaltigt und dadurch Preußen und Deutschland gerettet hat. York hatte ein großes klares Ziel, Ludendorff aber hatte kein Ziel, sondern nichts als unbestimmte, auf- und abschwankende Absichten; selber eine Politik zu machen, war er außer Stande, wollte es auch garnicht; seine Energie erschöpfte sich darin, andere zu verhindern, daß sie ihrerseits ihre Politik machten.

Mit der Entlassung Bethmanns hatte er seinen Willen oder vielmehr, da er ja gar keinen Willen hatte, so hatte er ihn nicht. Denn die beiden Nachfolger Bethmann Hollwegs, Michaelis und Hertling wollten ja nichts anderes, als die Fortsetzung von dessen Politik. Aber einmal waren sie persönlich viel unbedeutender und dann hatten sie an dem finassierenden Kühlmann einen Staatssekretär des Auswärtigen, der bei viel Klugheit und Erfahrung doch des rechten Instinkts für das praktisch Notwendige in viel höherem Maße entbehrte als Bethmann. Hertling hatte vor seinen beiden Vorgängern voraus, daß er an einer starken Partei im Reichstag eine parlamentarische Stütze hatte; er war dadurch ein halb parlamentarischer Minister, aber er wußte mit dieser Waffe nicht nur nichts anzufangen, sondern gerade diese Konzession an den Parlamentarismus ist uns erst recht zum Verderben geworden. Der Reichstag hatte sich ja in seiner Resolution vom 19. Juli für einen Verständigungsfrieden ausgesprochen, und Michaelis wurde gestürzt, als man bemerkte, daß er die rechte Loyalität in der Ausführung dieses Beschlusses vermissen ließ. Warum setzte nun diese Majorität ihre Politik nicht fort und hielt Hertling an, sie auszuführen? Eben deshalb, weil er der Vertrauensmann des Zentrums war. Hätten Hertling und Kühlmann selber die richtige Einsicht und den richtigen Willen gehabt, so wären sie der Gefolgschaft des Reichstages sicher gewesen. Sie zu zwingen, war aber nicht mehr möglich, da das Zentrum den katholischen Reichskanzler unter allen Umständen halten wollte. Nicht nur in der Friedensfrage, sondern auch in anderen, sehr wichtigen Punkten war der Reichstag dadurch lahmgelegt. Selbst die Autonomie für Elsaß-Lothringen, die schon beschlossen war, wurde nunmehr nicht ausgeführt, weil Hertling im Verein mit König Ludwig von Bayern irgend einer Narrheit nachging, die der Wittelbachschen Dynastie zugute kommen sollte.

Ludendorffs Darlegung, er habe den Verständigungsfrieden nicht verhindert, da ja auch auf die wenn schon gemäßigteren Bedingungen der politische Reichsleiter kein Friede zustande gekommen sei, haben wir als eine leere Ausrede erkannt. Indem er Bethmann

Hollweg stürzte, hat er die hoffnungsvollste von allen Friedensmöglichkeiten direkt zerstört, und wenn die Nachfolger Bethmann Hollwegs allerdings auch ihrerseits nicht das Richtige für die Erlangung eines Friedens getan haben, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Einschüchterung durch die Oberste Heeresleitung und deren hochgespannte Kriegsziele dabei mitgewirkt haben.

In seinem Buche erzählt der General Ludendorff, er habe als Nachfolger Bethmanns den Fürsten Bülow gewünscht. Sollte ihm wirklich nicht bekannt sein, daß Fürst Bülow sich sozialdemokratischen Führern gegenüber zu strikter Durchführung der Friedensresolution verpflichten wollte? Oder war der General Ludendorff zugleich für und gegen die Resolution?

Auch die Anhänger und Verehrer Ludendorffs pflegen, indem sie seine militärischen Leistungen rühmen, hinzuzufügen: freilich, politisch ist er ein Kind. Ganz richtig, nur daß der politische Kindskopf das Deutsche Reich wie ein Spielzeug entzweigebrochen hat.

So sicher die Behauptung des Versailler Ultimatums über die Schuld Deutschlands am Ursprung des Weltkriegs eine Unwahrheit ist, so sicher ist es leider wahr, daß wir, das heißt Ludendorff mit seinem Anhang, Kriegsverlängerer gewesen sind, und wir dürfen das offen aussprechen ohne Gefahr, dem Feindbunde damit eine neue Waffe in die Hand zu geben, um die zunichte gewordene Anklage von Versailles durch eine andere zu ersetzen. Denn wenn die Entente auf Kriegsverlängerung klagen wollte, so würde es tausendfach aus den eigenen Ländern wiedertönen: nein, wir selber waren es, die die Entschlossenheit hatten, das Schwert nicht vor voller Niederkämpfung der Deutschen wieder in die Scheide stecken zu wollen. Die Anhänger des Verständigungsfriedens aber, so zahlreich sie namentlich in England waren, würden nicht wagen zu widersprechen.

Ludendorff aber baut jetzt Kulisse über Kulisse auf, um seine Schuld zu verdecken. Wo ihm entgegengehalten wird: warum gabt ihr nicht die öffentliche Erklärung über Belgien ab? Da antwortet er: Das hätte den Feinden unsere Schwäche offenbart. Als ob politischer Verteidigungskrieg Schwäche bedeutete. Wo er beweisen will, daß er ja durchaus entgegenkommend und friedenswillig gewesen sei, da schweigt er von seinen Vorbehalten bezüglich Belgiens und fragt, ob wir etwa Elsaß und Posen anbieten sollten? So lange wir mächtig und stark dastanden, verkündigt er, ein Friede der Verständigung sei ausgeschlossen, es gäbe nur Sieg oder Niederlage; der Gedanke des Verständigungsfriedens sei ein Verbrechen. Als die Niederlage da ist, da fordert er Fortsetzung des Krieges, um einen ehrenvollen, d. h. einen Verständigungsfrieden zu erkämpfen. Als die Feinde noch voller Furcht vor unserer Kraft waren, sieht er bei ihnen nichts als ihren Vernichtungswillen. Als sie uns nur noch den Gnadenstoß zu geben hatten, vermutet er, daß sie sich mit uns an den Verhandlungstisch setzen würden. Während des Krieges waren ihm die „Verzichtler" so gut wie Vaterlandsverräter; jetzt will er selber zu den Verzichtlern gehört haben. Alles das kann jeder Schriftkundige in seinen eigenen Büchern lesen, nicht zwischen den Zeilen, sondern in klaren und deutlichen Worten.

In immer wiederholten Wendungen schilt Ludendorff auf die Heimat, die dem Heere nicht das Mögliche gegeben und die Kriegführung nicht unterstützt habe. Wer sind denn die Behörden, die da in erster Linie in Betracht kommen? Das Kriegsministerium und das Kriegsamt. An die Spitze des ersten hatte Ludendorff den General v. Stein, an die Spitze des zweiten den General Gröner gestellt. Wenn diese wirklich versagt haben sollten, so ist es also nicht die Heimat, sondern Ludendorff selber, der ungeeignete Persönlichkeiten an die entscheidenden Stellen gesetzt hatte und sie darin erhielt. Wenn wirklich mehr zu leisten gewesen wäre und der Fehler nur in den Personen lag, so hätte es Ludendorff freigestanden, sie in jedem Augenblick durch andere, bessere Männer zu ersetzen.

Bei dem Zwiespalt im Volke und den unerträglichen Reibungen zwischen den leitenden Männern ist während des Krieges der Gedanke aufgetaucht, eine Diktatur aufzurichten. Michaelis sagt darüber in seinen Erinnerungen (S. 366): Eine Diktatur würde die Folge gehabt haben, daß die Sozialdemokratie keine Kriegskredite mehr bewilligte; dann hätten die Arbeitermassen die Produktion für die Heereslieferung nicht mehr gewährleistet; man hätte die Rüstungsindustrie militarisieren müssen; ganz abgesehen von Streiks und Unruhen hätte diese Militarisierung erfahrungsmäßig eine Herabsetzung der Leistung um mindestens 30 Prozent bedeutet. „Diese konnten wir nicht ersetzen und nicht entbehren, in dem Konflikt war also mit Gewalt nichts zu erreichen."

Diese Erwägung ist so einfach wie einleuchtend. Ist es nun gesteigertes Selbstbewußtsein oder ist es wieder der Mangel an Einsicht, wenn Ludendorff sich selber anklagt (S. 329), daß er nicht die Entschlossenheit gehabt habe, rechtzeitig die Diktatur zu ergreifen, und pathetisch ausruft (S. 139), „daß die Wahrung des Staatswohles das höchste Gesetz ist, dem alles andere unterzuordnen ist, selbst irgendwelche Gesetzesparagraphen."

Sind wir unserseits geneigt, den General zu loben, weil er wenigstens diese Torheit aller Torheiten, die Diktatur, abgelehnt hat, so muß dieses Lob doch sofort wieder in Tadel umschlagen, denn wenn er die Unmöglichkeit der Diktatur einsah, so hätte er auch die Konsequenz sehen müssen, daß mit einer geteilten und gedrückten Volksstimmung hinter ihm seine Kriegsziele nicht haltbar seien, und er sich demgemäß mit seiner Politik und Strategie einrichten müsse. Aber Konsequenz war eben nicht General Ludendorffs Sache.

Er ist imstande zu fragen (S. 292): „Warum hat denn nicht Frankreich oder die Entente ein Angebot gemacht, wenn sie Frieden haben wollten? Warum denn sollte es gerade Deutschland sein?" Wir wollen uns weder entrüsten noch lachen über die Albernheit dieser Frage, sondern die ganz nüchterne Antwort geben: weil sie es nicht nötig hatten; weil sie mit den Amerikanern in der ungeheuren Uebermacht waren; weil sie ihre Völker geschlossen und einmütig hinter sich hatten. Alles das sagt Ludendorff in seinen Büchern hundertmal selber.

Ludendorff fragt weiter (S. 295), ob etwa der Kriegführung vorzuwerfen sei, sie habe die Politik über die Kriegslage getäuscht und zu spät auf den Frieden gedrängt. Aber, meint er, „was hätte die Politik getan, wenn im Mai oder Juni 1918 die O.H.L. erklärt hätte, die Lage sei hoffnungslos? Würde sie anders gehandelt haben, als sie es getan hat?" Was Graf Hertling und Herr v. Kühlmann getan haben würden, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß sie Verbrecher gewesen sein würden, wenn sie auf jene Erklärung der Obersten Heeresleitung hin nicht mehr getan und schneller gehandelt hätten, als sie es in Wirklichkeit getan haben. Wir erinnern uns aber, daß Ludendorff uns selber mitgeteilt hat, daß er nicht bloß bis in den Mai und Juni. sondern bis in den August 1918 an seinen Forderungen bezüglich Belgiens festgehalten habe, und dieses Geständnis wird ergänzt durch das Protokoll des Kronrats in Spaa am 14. August 1918, sechs Tage nach unserer Niederlage am 8. August. Der Generalfeldmarschall hat hier nach dem ursprünglichen Wortlaut des Protokolls ausgeführt, er hoffe, daß es dennoch gelingen werde, auf französischem Boden stehen zu bleiben und dadurch schließlich den Feinden unseren Willen aufzuzwingen. Diese Worte hat General Ludendorff in der Niederschrift mit eigener Hand nachträglich verändert und statt dessen geschrieben: „führt aus, daß es gelingen werde" usw. Er hat also auch jetzt, nachdem nicht nur die große Offensive endgültig gescheitert war und der feindliche Rückstoß bereits mit starkem Erfolg eingesetzt hatte, obgleich er wußte, daß wir keine wirklich ausgebaute Stellungen hinter uns hatten, nicht die Selbstüberwindung gehabt, der politischen Leitung reinen Wein über die militärische Lage einzuschenken, auch jetzt noch nicht zur sofortigen Anknüpfung von Friedensverhandlungen geraten, sondern im Gegenteil seine Unterschrift unter das Protokoll gesetzt, daß diplomatische Fäden betreffend eine Verständigung mit dem Feinde erst angesponnen werden sollten, wenn wir im Westen wieder einen Erfolg erlangt hätten. Früher hatte er darauf bestanden, daß nur die Offensive dem Feinde unseren Willen aufzwingen könnte; jetzt sollte es auch mit der Defensive möglich sein und nicht einmal, daß dann wenigstens die Kriegsziele herabgesetzt werden müßten, ging ihm ein. Der Staatssekretär v. Hintze hat ausdrücklich festgestellt, daß die O.H.L. auch in diesem Augenblick noch nicht dafür zu haben war.

War es nicht ganz derselbe Mangel an konsequentem Denken, daß er einen Reichskanzler stürzte, um einen anderen an die Stelle zu setzen, von dem sich sofort herausstellte, daß er ganz dieselbe Politik verfolgte, wie sein Vorgänger?

Der von ihm so hoch gepriesenen Monarchie hatte er selbst das Rückgrat gebrochen und damit der zukünftigen Revolution den Weg bereitet, als er den Kaiser zwang, sich von dem Reichskanzler zu trennen, dem er vertraute. Ganz in derselben Weise zwang er ihn auch ein halbes Jahr später, seinen intimsten Berater, den Chef des Zivilkabinetts v. Valentini, zu entfernen Ganz ebenso stürzte er Kühlmann. War das nicht schon Militär-Diktatur? Sie war es und war es doch noch nicht. Dieser Zweifel ist aber mehr als ein bloßer

Wortstreit; er ist bezeichnend für die Halbheit, Inkonsequenz und Unklarheit, die Ludendorffs Wesen ist.

Zum Manne der Tat gehört, daß er Ziel und Mittel in Einklang untereinander zu bringen weiß. Wie großartig erschien der Schwung, mit dem Ludendorff alle Volkskraft in den Dienst des Krieges stellen wollte, was er das Hindenburg-Problem nannte! Kein anderer als Helfferich hat über die Wirkung dieses stürmischen Vorgehens sein Verdammungsurteil gesprochen. 40 Hochöfen wurden mit aller Kraftanstrengung aufgebaut und konnten dann nicht angeblasen werden, weil die Transportmittel versagten. „Man hätte mit weniger Arbeitskräften und Material erheblich mehr für die Ausrüstung des Heeres geleistet und unserer Wirtschaft Störungen und Erschütterungen erspart, die letzten Endes an die Wurzeln der Widerstandskraft des Volkes gingen."

„Wir werden von einem wahnsinnig gewordenen Kadetten regiert", sagte mir einmal um die Wende 1917/18 in dumpfer Verzweiflung ein der Entscheidung der Dinge nahestehender Mann.

* * *

Ist denn aber Ludendorff der große Feldherr, als der er nicht nur bei uns, sondern auch vielfach bei den Gegnern gilt? Als Scheidemann ihn einmal als „genialen Hasardeur" bezeichnete, habe ich in den Preußischen Jahrbüchern geäußert, Ludendorff brauche das gar nicht übel zu nehmen; denn jeder Feldherr müsse bis zu einem gewissen Grade Hasardeur sein und es wagen, das Schicksal herauszufordern; Friedrich der Große habe direkt jede Schlachtentscheidung als „hasard" bezeichnet, und Clausewitz habe Blüchers Feldherrntum auf seine Spielernatur zurückgeführt. Auch heute will ich die Herausforderung des Soldatenglücks durch Ludendorff ihm keineswegs zum Tadel anrechnen. Aber von der Meinung, daß sie genial gewesen sei, bin ich allerdings abgekommen. Kühnheit ist von allen Feldherrneigenschaften die höchste und wichtigste, aber zum genialen Feldherrn sind auch noch andere Eigenschaften unentbehrlich. Auch mit minderen Eigenschaften kann unter Umständen im Kriege Erhebliches geleistet werden. General Vogel v. Falkenstein führte 1866 einen glänzenden Feldzug. Dennoch rief ihn Moltke mit Recht wegen Unzulänglichkeit ab. Prinz Friedrich Karl hatte von allen Feldherrn-Eigenschaften eigentlich nur die Zähigkeit, nicht einmal wirkliche aktive Kühnheit, aber schon mit jener einen Eigenschaft hat er bedeutende Erfolge erreichen können. Was für hervorragende Soldaten waren die Marschälle Napoleons und wie wenigen von ihnen mißt man den Wert eines Strategen bei! Neben Bonaparte stand eine Zeitlang der General Moreau und wurde ihm gleichgeschätzt. Das Niveau eines genialen Strategen aber hat er nicht. Von den Marschällen könnte Bernadotte als derjenige angesehen werden, der vielleicht, wenn Bonaparte früh gefallen wäre, an dessen Stelle hätte treten können — aber welch' ein Abstand ist zwischen beiden! Wohin haben wir nun Ludendorff zu stellen? Daß er ein hervorragender Soldat war, wird von niemand bezweifelt, auch nicht in den Reihen

seiner Gegner. Auch der rühmlichste Soldat ist aber noch lange kein Feldherr und auch unter den Feldherren gibt es viele Abstufungen.*)

Von den feindlichen Feldherren habe ich mir bisher nur über den Großfürsten Nicolai und den Marschall Foch eine einigermaßen sichere Vorstellung machen können. Der russische Großfürst war nicht ohne gewisse Qualitäten. Daß er Hindenburg nicht während der Schlacht von Tannenberg in den Rücken fiel, sondern vor Königsberg liegen blieb und Umschau hielt, ist nicht so unerklärlich. Er konnte doch nicht wissen, ob nicht ein erheblicher Teil der deutschen Streitmacht sich nach Königsberg gezogen hatte und ihn von hinten angriff, wenn er sich nach Süden wandte, um Samsonow zu Hilfe zu kommen. Im übrigen aber hat er gar nicht so übel geführt.

Foch hat in den Jahren 1903/04 als Stabsoffizier zwei Bände Vorlesungen an der höheren Kriegsschule unter dem Titel „Des Principes de la guerre" herausgegeben, die in mehreren Auflagen auch noch 1915 und 1917 neu gedruckt sind. Ich habe dieses Werk gelesen. Der zweite Band enthält eine kritische Geschichte des Krieges von 1870 bis zum 18. August. Foch zeigt sich in diesen Schriften als ein sehr fleissiger und intelligenter Offizier, aber ohne Originalität und ohne tieferes Eindringen. Er hat auch die deutsche Militärliteratur studiert und zitiert Clausewitz, Goltz, Graf York, Rüstow, Bernhardi, aber Schlichting und die ganze Schlichtingsche Fragestellung ist ihm unbekannt geblieben, und aus sich heraus hat er das Problem der Rückwirkung der gesteigerten Waffenwirkung auf die Strategie, des neuen Verhältnisses von Offensive und Defensive, des Anmarsches aus zwei Fronten nicht entdeckt, noch viel weniger gelöst. Nun gar von dem Unterschied einer napoleonischen und friderizianischen Strategie hat er keine Ahnung. Er bleibt völlig in der vulgären Vorstellung stecken, daß die französische Revolution eine alte Kriegführung überwunden und durch eine neue ersetzt habe. Nach Fochs Meinung hat schon Carnot den neuen Gedanken gefunden, Dumouriez mit der Ausführung eingesetzt, Bonaparte sie vollendet. Daß auch die ältere Kriegführung auf Prinzipien begründet war, die im Wesen des Krieges liegen, daß es von den Verhältnissen abhängt, ob, um es kurz so auszudrücken, die friderizianische oder napoleonische Methode die richtige ist, daß die napoleonische Methode einmal

*) Daß General Ludendorff sich gegen meine Kritik seiner Strategie wehrt, kann ich ihm nicht verdenken. Wenn er aber (vergl. Preußische Jahrbücher Band 183 S. 360 Anm.) mir prinzipiell die Kompetenz auf diesem Gebiet absprechen will, so darf ich ihn darauf aufmerksam machen, daß, wie ihm selber wahrscheinlich noch unbekannt ist, sein berühmtester Sieg, die Schlacht bei Tannenberg, im Zusammenhang steht gerade mit meinen kriegsgeschichtlichen Forschungen. Die Anlage dieser Schlacht beruhte bekanntlich auf dem sogenannten Cannä-Prinzip, der Umfassung auf beiden Flügeln zugleich. Napoleon sowie Clausewitz haben den Satz aufgestellt, daß der Schwächere nicht auf beiden Flügeln zugleich umfassen dürfe, weil dadurch sein Zentrum notwendig zu schwach würde und der Gefahr ausgesetzt sei, durchbrochen zu werden. Hannibal hat bei Cannä diese doppelte Umfassung gewagt; Schlieffen hat es von ihm übernommen und die strategische Studie, nach der sich wieder der Generalstab gebildet hat, „Cannä" genannt. Die Ueberlieferung über die Schlacht bei Cannä ist aber unzulänglich, war in der Geschichtsschreibung nicht mehr verstanden und ist erst von mir wieder ausgegraben und wieder hergestellt worden. Aus meiner „Geschichte der Kriegskunst" hat Graf Schlieffen, wie er in einer Anmerkung angibt, seine Kenntnis des hannibalischen Schlachtgedankens entnommen. Meine grundlegende Untersuchung über Cannä ist erschienen im Jahre 1886; der erste Band der „Geschichte der Kriegskunst" im Jahre 1900.

wieder überwunden werden könnte und die friderizianische an ihre Stelle treten, alle solche Vorstellungen sind dem Denken Fochs fremd. Der neuesten Auflage des zweiten Bandes, die im übrigen unverändert ist, ist ein kurzes Vorwort über den Buren- und den mandschurischen Krieg beigegeben, welches nur feststellt, daß die fortschreitende Technik zwar die Formen des Krieges verändere, aber die Fundamentalprinzipien der Kriegführung nicht berühre. Die besondern Verhältnisse des mandschurischen Kriegsschauplatzes, der Mangel an Wegen und Eisenbahnen, die Entfernung beider Heere von ihrer Basis, verhindere die Vergleichsfähigkeit mit einem europäischen Kriege derart, daß nach wie vor der Krieg von 1870 das Beispiel sei, an dem der moderne Soldat seine Kritik zu üben habe. Nun, der Weltkrieg hat gezeigt, wie falsch diese Vorstellung war und wie sehr der mandschurische Krieg mit seinen unendlich langen Fronten, seinen unerhört langen Schlachten, seinen mangelnden Verfolgungen, seinem Stellungskrieg den Uebergang von 1870 zu 1914 bildet. Im Jahre 1919 ließ der Marschall eine Schrift veröffentlichen, um die Vorstellung, daß das deutsche Heer unbesiegt geblieben sei, zu widerlegen; das deutsche Heer sei völlig besiegt und durch den Waffenstillstand vor einer Katastrophe gerettet worden. Seine eigene Offensive teilt er in zwei Perioden. Vom 15. Juli bis 26. September und vom 26. September bis 10. November; die erste habe bestanden in der Vereitelung der feindlichen Angriffe, in dem allseitigen Anpacken des Feindes und in dem Bestreben ihn aufzureiben und mürbe zu machen. Die zweite Periode sei charakterisiert durch die allgemeine Offensive. Man erkennt, daß diese Einteilung nur gemacht ist, um dem Feldzug die Physiognomie eines besonderen strategischen Gedankens zu geben. Zwischen der ersten und zweiten Periode ist gar kein Unterschied. Es handelt sich vom 18. Juli ab, als der deutsche Angriff bei Reims definitiv abgeschlagen war, um eine fortschreitende und allmählich naturgemäß verstärkt drängende allgemeine Offensive, in der es kaum gelingen wird, einen spezifischen strategischen Gedanken zu erkennen. Bei der ungeheueren Ueberlegenheit, über die die Verbündeten seit dem Eintreffen der Amerikaner geboten, war ja auch ein besonderer strategischer Gedanke, um die Deutschen niederzuringen nicht mehr nötig, und man wird Foch wegen dieses Sieges noch nicht zu den großen Strategen der Weltgeschichte zu zählen haben. Trotzdem kann Ludendorff die Konkurrenz mit ihm nicht aufnehmen.

Da das deutsche Volk über die Männer, die es geführt haben und die zum Teil heute noch Führerstellen haben, klarsehen muß, so muß auch ans Licht gestellt werden, was sich für und gegen die Ludendorffsche Strategie sagen läßt. Vorausschicken will ich eine Bemerkung Ludendorffs, der ich zustimmen muß und die indirekt ein Verdammungsurteil über die Tirpitz'sche Flottenpolitik enthält. Er schreibt (S. 96): „Die Seestreitkräfte lagen im wesentlichen brach. Die Seeschlacht vor dem Skagerak blieb eine Einzelerscheinung ohne jeden strategischen Zusammenhang und ohne jede Folgerung für die Gesamtkriegführung." Weshalb hatten wir also unsere Dreadnoughts gebaut? Aus Marinekreisen hat verlautet und wird auch hier und

da geglaubt, die politische Leitung habe das Einsetzen der Flotte verhindert. In dem Bethmannschen Buche (S. 8) wird das als eine glatte Unwahrheit zurückgewiesen. Es ist interessant zu bemerken, daß auch in dieser Frage Ludendorff sich sachlich auf die Seite Bethmanns stellt. Auch er glaubt zwar an die Fabel, der Reichskanzler habe durch den Einsatz der Flotte England nicht reizen wollen, aber er weist es zurück, daß man die Politik über die Verwendung der Flotte habe befinden lassen. In der Marineleitung selber entdeckt er den Fehler. „Der politische Gedanke der Risiko-Flotte hatte störend auf ihr strategisches Denken eingewirkt." Die Marine habe sich beim Eintritt in den Krieg nicht für stark genug gehalten, die Schlacht unverzüglich nach beendeter Mobilmachung zu wagen. Sehr bald hätten sich dann freilich, wie er hinzufügt, Stimmen in der Marine geregt, die eifrig den Einsatz der Flotte in der Seeschlacht verlangten. Dazu ist zu bemerken, daß der Großadmiral v. Tirpitz das allerdings getan hat, aber einerseits hat er, wie Bethmann sich ausdrückt, die Dinge nicht zum Schwur getrieben, sondern sich mit seinem Verlangen im Hintergrund gehalten, und dann hat er auch seine Forderung erst erhoben, als er ganz bestimmt wußte, daß der Kaiser und die anderen maßgebenden Admirale, der Chef des Admiralstabes, der Kommandierende der Hochsee-Flotte und der Chef des Marinekabinetts mit dem Kaiser darin einig waren, daß das Einsetzen der Flotte gegen die absolute Ueberlegenheit der Engländer nichts als den Untergang der Flotte bedeute und keinen militärischen Zweck habe. In der Skagerak-Schlacht haben wir nur deshalb so gut abgeschnitten und den Engländern einen größeren Verlust beigebracht, als wir selber erlitten, weil Admiral Scheer die Entschlossenheit hatte, den Rückzug anzutreten und die ganze Nacht fortzusetzen, ehe die Engländer die beabsichtigte Umgehung vollendet hatten.

Es ist übrigens auch wohl angebracht, an dieser Stelle anzumerken, daß General Wrisberg (Heer und Heimat) es dem Generalstab zum schweren Vorwurf macht, daß er im Jahre 1911 gleichzeitig einer Armee- und einer Marinevorlage zugestimmt und dadurch dem Heere, auf dem doch das Schicksal des Vaterlandes ruhte, das ihm Gebührende vorenthalten habe.

Nun zur Landstrategie.

Die ganze deutsche Militärkritik ist darin einig, den deutschen Operationsplan von 1914 zu tadeln, weil er die deutsche Armee, die nach Schlieffen südwärts nur bis Straßburg reichen, also Zweidrittel des Elsaß aufgeben sollte, bis an die Schweizer Grenze ausdehnte. Der einzige Militärschriftsteller, der, soviel ich sehe, diese Modifikation, die der Feldmarschall Hindenburg als eine „Verwässerung" bezeichnet hat, verteidigt, ist Ludendorff. Er hat guten Grund dazu, denn er selber war Chef der Operationsabteilung im großen Generalstab (1908 bis 1913), als die Abwandlung vorgenommen wurde. Ein Jahr nach seinem Eintritt beginnt sie (1909). Anderen Generalstabsoffizieren galt er als der Vater dieses Gedankens. In einer Anmerkung (S. 74) verwahrt er sich dagegen und verweist darauf, daß der strategische Berater Moltkes der Oberquartiermeister gewesen sei. Das war der General v. Stein, der spätere Kriegsminister. Wie

nun auch die Urheberschaft sich auf die drei Herren, Moltke, Stein und Ludendorff, verteile, jedenfalls hat der letztere als Chef der Operationsabteilung nicht widersprochen, sondern positiv mitgemacht, und der Ton seiner Rechtfertigung ist durchaus der der Selbstverteidigung. Nur beiläufig erwähnt er, daß er auf einer Generalstabsreise einmal eine Einwendung gemacht habe. Als ich mich zum ersten Male mit diesem Problem beschäftigte, kannte man nur die Tatsache der Verschiebung der Aufmarschlinie an die Schweizer Grenze, aber nicht die Gründe, die den Generalstab dazu bewogen hatten. Nach einem vernünftigen Motive suchend nahm ich an*), daß man auf diese Weise die Vergrößerung des Sieges zu erlangen hoffte, die bei der ungeheuren Verstärkung der Russen seit Schlieffens Abgang so dringend nötig geworden war. Das wäre dann zwar eine sehr künstliche, wohl zu künstliche, aber immerhin eine strategische Idee gewesen. Gleich darauf aber erschien in den „Süddeutschen Monatsheften" ein Brief von Ludendorff, der den Zusammenhang anders erklärte. Man wollte Baden schützen, sagt er, und nahm an, daß die Franzosen ins Elsaß einfallen würden, „es bot also hier sich Gelegenheit zu einem schönen Teilerfolg am Anfang des Krieges, den soll man nicht unterschätzen."

Ich habe oben schon auf eine Stelle in Ludendorffs Buch aufmerksam gemacht, in dem sich zeigt, wie wenig er in Clausewitz beschlagen ist. Dort war es ein theoretischer Satz, hier handelt es sich um die Praxis. Wenn Clausewitz irgend etwas lehrt, so ist es, daß in der napoleonischen Strategie die Deckung eines Landes gegen den Schlachterfolg zurückzutreten hat, und daß es im Kriege nur einen Erfolg gibt, das ist der Enderfolg. Wenn Clausewitz der Satz entgegengehalten wäre, einen „Anfangserfolg" soll man nicht verachten, so würde er geantwortet haben, jawohl, man soll und muß ihn verachten; der Anfangserfolg ist nichts, der Enderfolg ist alles. Ein Anfangserfolg, der die Chancen des Enderfolges mindert, ist kein Erfolg, sondern ein Verlust. Indem Ludendorff den Anfangserfolg als solchen preist, setzt er sich nicht nur in diesem Fall mit dem einmütigen Urteil der militärischen Kritik in Widerspruch, sondern verfällt auch in einen fundamentalen strategischen Denkfehler.

Die aufgeworfene Frage führt aber noch weiter. Der Generaloberst v. Moltke hat im Januar 1915 dem Abgeordneten Erzberger erzählt, er habe es von Anfang an für einen Fehler gehalten, die Masse des deutschen Heeres nach dem Westen zu werfen; man hätte zuerst nach dem Osten gehen müssen, die russische Walze zu zertrümmern, und sich im Westen begnügen, die Grenze zu decken Weshalb er, der verantwortliche Chef, seine Ansicht nicht durchgesetzt hat, hat er nicht gesagt. Beim Kaiser würde er, wenn er seine Operationsabteilung hinter sich hatte, sicherlich nicht auf Widerstand gestoßen sein. In der Operationsabteilung also muß der Widerstand gesessen haben und in Ludendorffs neuem Buche finden wir die Aufklärung (S. 69). „Es lag der Gedanke nahe, zu Beginn des Krieges im Osten anzugreifen, im Westen uns zu verteidigen

*) Das strategische Grundproblem des Weltkrieges Preuß. Jahrb. 1921. Märzheft.

Jede Entscheidung suchende Operation im Osten hätte aber zum mindesten sehr lange Zeit beansprucht. Das findet seine Begründung in den Verhältnissen dieses Kriegsschauplatzes. Während dieser langen Zeit konnten wir die Westgrenze nicht halten, wenn wir tatsächlich den Sieg im Osten erstrebten. Die Industriegebiete fielen, jedenfalls teilweise, in Feindeshand. Warfen wir dann auch später den Feind wieder über die Grenze zurück, so war doch infolge der Zerstörungen durch den Feind die Kriegsindustrie auf lange Zeit hinaus wahrscheinlich in kriegsentscheidender Weise geschwächt. Der Gedanke, den Krieg derart zu führen, war nicht zu verwirklichen."

Der Fehler dieser Argumentation liegt in den Worten „Entscheidung suchend". Eine Entscheidung war allerdings gegen Rußland nur in sehr langer Zeit oder überhaupt nicht zu erlangen. Darüber kann auch Moltke, falls es sich nicht etwa bloß um eine Autosuggestion des 1914 nervös zusammengebrochenen Generaloberſten handelt, sich nicht getäuscht haben. Es ist aber sehr wohl möglich, daß er den Plan der Offensive im Osten, den ja sein großer Ohm bis zuletzt im Auge gehabt hat, noch einmal ernsthaft in Betracht gezogen hat. Schlieffen hatte ihn fallen lassen, weil damals, durch den mandschurischen Krieg zerrüttet, die russische Armee sehr schwach war und wir hoffen konnten, mit wenigen Armeekorps unsere Grenze zu decken, während wir die Franzosen niederkämpften, umgekehrt aber, wenn wir gegen die Russen vorgingen, anzunehmen war, daß sie der Entscheidung auswichen und sich in das Innere ihres Reiches zurückzogen. Diese Verhältnisse hatten sich gründlich verändert. Mit erstaunlicher Verjüngungskraft und mit Hilfe des französischen Geldes hatten die Russen ihre Armee wieder hergestellt und aufs gewaltigste vermehrt. Wie wir heute wissen, war auch zwischen den beiden Generalstäben abgemacht, daß sofort mit dem Tage der Mobilmachung der Krieg beginnen und alle Kraft zum Angriff eingesetzt werden solle. Nach längeren Erwägungen und Verhandlungen war man schließlich auf beiden Seiten in diesem Wunsch zusammengekommen, weil jeder sich fürchtete, etwa zunächst allein einem Gewaltstoß der Deutschen ausgesetzt zu sein. Wir hatten also, wenn wir, wie Moltke ins Auge faßte, die Offensive nach Osten richteten, die Aussicht, sofort auf eine sehr große russische Armee zu stoßen, die dem Kampfe nicht auswich, und der wir also mit unserer operativen Ueberlegenheit hoffen konnten, eine vernichtende Niederlage beizubringen. Damit war allerdings der Krieg nicht entschieden, aber wir konnten, wenn wir die Russen für längere Zeit erledigt hatten, mit großen Massen gegen die Franzosen umkehren, die mittlerweise schwerlich unsere ungeheuer feste Stellung Metz-Straßburg überwältigt hatten, oder aber ihrerseits das Odium der Durchbrechung der belgischen Neutralität auf sich zu nehmen hatten, die uns so verhängnisvoll geworden ist.

Neben dieser Möglichkeit gab es noch eine andere, um den veränderten Verhältnissen gerecht zu werden. Man konnte den Schlieffenschen Plan des Durchmarsches durch Belgien festhalten, die neuen Kräfte, die durch die Armeereformen gewonnen waren,

aber benutzen, mit dem rechten Flügel nicht auf Mezieres oder Maubeuge zu marschieren, wie Schlieffen vor 1906 geplant hatte, sondern ihn bis ans Meer auszudehnen. Das hätte uns eine ganz gewaltige Chance gegeben.

Statt dessen wählte man, wie schon gesagt und bekannt, einen dritten Weg, nicht den rechten, sondern den linken Flügel des Aufmarsches zu verlängern und ihn bis an die Schweizer Grenze auszudehnen. Damit war, man kann sagen, der Schlieffensche Plan seelenlos geworden. Sein Wesen war nicht der Durchmarsch durch Belgien als solcher, sondern die Stärke des rechten Flügels, das Versagen des linken. Jetzt war unsere ganze Heereskraft ziemlich gleichmäßig über die ganze Front verteilt. Die Vorstellung, erst in Lothringen einen Sieg zu erringen und dann hinter der Front weg die Truppen vom linken Flügel auf den rechten zu befördern, war zu künstlich, um praktisch ausführbar zu sein, und wenn Ludendorff nun in seinem Buche noch behauptet, der Plan sei richtig gewesen, bloß die Ausführung habe versagt, so ist dem entgegenzuhalten, daß in der Ausführung allerdings schwere Fehler begangen worden sind, daß aber auch der Plan, wie eingangs bemerkt, von der Militärkritik einmütig verworfen wird.

Die Schlacht bei Tannenberg haben Hindenburg und Ludendorff herrlich durchgefochten, aber man darf doch nicht unterlassen zu bemerken, daß die Schlacht in der Ausführung einer schon im Frieden im Generalstab ausgearbeiteten Idee bestand, und daß das eigentlich Geniale, die Heranführung des ganzen Mackensenschen Korps bei Bössau, wodurch an dieser Stelle Ueberlegenheit gewonnen wurde, die Tat des Generals Otto v. Below war, entgegen der Weisung des Oberkommandos.

Sehr zu statten gekommen ist uns überdies, daß wir die Funksprüche der Russen mitlasen und dadurch immer sehr gut über ihre Bewegungen orientiert waren. Das hat uns auch 1915 noch sehr geholfen.

Das bedeutendste, was Hindenburg und Ludendorff vollführt haben, ein wirklich geniales Stratagem, war unzweifelhaft im Herbst 1914 der Rückzug aus Südpolen und die Versetzung der Armee nach Westpreußen in die Flanke der Russen. Hierbei ist nach zuverlässiger Ueberlieferung Hindenburg der leitende Geist gewesen.

Den Vorwurf, den General v. Falkenhayn gegen Ludendorff erhoben hat, daß er im Juli 1915 es versäumt habe, einen großen Teil der russischen Armee südlich des Narew abzuschneiden, gibt Ludendorff jetzt (S. 89) insofern zu, als er einräumt, daß seine Front um etwas, wenn auch „nur um weniges" hätte breiter sein können, was denn doch wohl ein wichtigeres Zugeständnis ist, als es in seiner Darlegung scheint. „Wenig" ist ein relativer Begriff, und das „Wenige" hätte vielleicht gerade genügt, den großen Erfolg heimzubringen, den Falkenhayn von seiner Operation erwartete. Wenn Ludendorff bei dieser Gelegenheit mir in einer Anmerkung imputiert, ich hätte ihn beschuldigt, er habe „absichtlich" dem Plan Falkenhayns Schwierigkeiten bereitet, so darf ich das als eine gänzlich

unbegründete Beschwerde zurückweisen. Nicht von böser Absicht habe ich gesprochen, sondern nur von strategischen Fehlern.

* * *

Die Hauptsache ist die Offensive von 1918, die so hoffnungsvoll begann und mit dem Zusammenbruch endete. Was hat Ludendorff sich dabei gedacht? Was hat er mit dieser Offensive gewollt? War sie vernünftig? Hat er ein klares Ziel ins Auge gefaßt und mit Konsequenz verfolgt?

Ich habe mich bereits in früheren Arbeiten mit dieser Frage beschäftigt; meine Auffassung hat sich durch das neu hinzugekommene Material, wozu auch das neue Buch Ludendorffs selber gehört, noch weiter zu dessen Ungunsten verschoben.

Infolge des Ausscheidens der Russen und der ungeheueren Verluste, die die Franzosen und Engländer bei ihrem immer wiederholten vergeblichen Anstürmen gegen die deutsche Schützengrabenfront erlitten haben, verfügte die deutsche Heerführung im Frühjahr 1918 zum ersten Mal über eine kleine numerische Ueberlegenheit*). Mit ihr wollte Ludendorff nunmehr die Entscheidung erzwingen. Er wollte, schildert er uns in seinem neuen Buche (S. 323), in die feindliche Front einbrechen, die heraneilenden Reserven noch in ihrer Verzettelung fassen und dadurch den Einbruch so erweitern, daß es gelang, die feindliche Linie zu zerreißen und die beiden Enden immer mehr beiseite zu drücken und zu umfassen. Eine strategische Idee größten Stils, im höchsten Sinne des Wortes napoleonisch. In seinem ersten Buch hat Ludendorff sich noch nicht so bestimmt und so großartig über seinen Plan ausgedrückt. Auch dort ist zwar von der „Entscheidung" die Rede, die hätte gesucht werden müssen, aber nebenher läuft die andere Vorstellungslinie, daß die Erfolge, die man erzielte, hätten diplomatisch ausgenützt werden müssen (S. 484); sobald sich ein ernster Friedenswille auf der anderen Seite bemerkbar machte, hätte man der Sache nachgehen müssen (S. 525). Im Widerspruch mit dem sonst so emphatisch hingestellten Satz, es handelte sich um Sieg oder Niederlage, ein drittes gab es nicht, zeigt er sich hier geneigt, sich mit Erfolgen zu begnügen, die den Feind „friedenswillig" machten, und ganz im Gegensatz zu der gewaltigen Entscheidungsoperation, die uns Ludendorff ausmalt, finden wir in den Erinnerungen Hindenburgs gesagt: „wir wollten auch weiterhin durch eng zusammenhängende Teilschläge das feindliche Gebäude derart erschüttern, daß es gelegentlich doch einmal zusammenbricht".

Was hat nun die O.H.L. eigentlich gewollt? Den großen, entscheidenden Sieg? Den errafft man nicht „gelegentlich" und nicht

*) Ob eine wirkliche Ueberlegenheit vorhanden war, ist nicht ganz sicher, Wright p. 50 berechnet, daß Ende Februar 1918 die Deutschen hatten 1232000 Gewehre, 24000 Säbel, 8800 Feldgeschütze, 5500 schwere Geschütze, die Verbündeten 1480000 Gewehre, 74000 Säbel, 8900 Feldgeschütze, 6800 schwere Geschütze. Man rechnete, daß die Deutschen bis Mai sich noch weiter um 20 bis 30 Divisionen aus dem Osten verstärken würden, daß aber mittlerweile in demselben Maße bei den Alliierten die Amerikaner einrücken würden, von denen oben erst eine Division mitgezählt ist. Seite 108 berechnet W. gleiche Stärke in Gewehren, aber Uebergewicht der Alliierten an Geschützen.

durch „Teilschläge". Oder erhofftc man wirklich nur „Teilerfolge", so war man in der Zermürbungs-Strategie, die Ludendorff ausdrücklich verwirft. Wollte man nur Teilerfolge in der Hoffnung, daß sich der Feind dadurch willig machen ließe für einen Verständigungsfrieden, so war es konsequent, daß man gleichzeitig das ungeheuere Gebiet im Osten festhielt und Truppen bis nach Finnland, bis in die Krim und bis in den Kaukasus vorsandte. Das gab Deutschland eine Stellung, von der aus man sehr wohl einen brauchbaren Frieden in Aussicht nehmen konnte. Aber man mußte dann auch die für einen solchen Frieden unumgänglichen Bedingungen schaffen. Das heißt, man mußte die von den Engländern geforderte Erklärung über Belgien abgeben. Das aber wollte ja, wie wir wissen, Ludendorff nicht. Hier hängt die Strategie aufs engste mit der Politik zusammen. Hatte man wirklich eine vernünftige Aussicht auf einen niederschmetternden Sieg in Frankreich, so mußte man alle verfügbaren Kräfte, auch den Rest der im Osten stehenden Truppen*), auch alle von den Oesterreichern in Aussicht gestellten Divisionen, heranziehen und konnte auf Friedensfühler verzichten. Ueberlegte man aber, daß die Kräfte für mehr als Einzelschläge nicht ausreichten, so mußte man dem Feind diplomatisch etwas bieten. Wir wissen heute aus den Enthüllungen von Maxse**), daß selbst Lloyd George von Juli 1917 bis Juli 1918 zu einer Verständigung bereit gewesen wäre. „Hätte der Feind damals (1917) nur eine befriedigende Erklärung über Belgien abgegeben, so hätten Unterhandlungen begonnen und das Unheil wäre geschehen gewesen, bevor das Publikum von den Intriguen auch nur gewußt hätte." „Alle unsere Kriegsziele wären geopfert gewesen." So Maxse.

Ludendorff hat in der Unklarheit, die wir schon an ihm kennen, weder wirklich alle verfügbaren Truppen an der Westfront gehabt, noch, wenn er auf bloße Teilerfolge ausging, die Stelle gefunden oder auch nur wirklich überlegt, wo ein solcher Teilerfolg am allerleichtesten und mit der allergrößten Sicherheit zu erfassen war, nämlich in Italien.

Um eine strategische Aktion richtig zu beurteilen, muß man immer beide Lager in Betracht ziehen und kennen. Ueber die Zustände, Verhältnisse und Absichten bei den Alliierten sind wir jetzt sehr genau unterrichtet durch drei englische Werke: Walter Roch, Mr Lloyd George and the war, worüber Dr. Daniels im Dez.-Heft d. Preuß. Jahrb. 1921 ausführlich berichtet hat; ferner „At the supreme War Councel" von Captain Wright, der als Sekretär im Kriegsrat fungierte und als Dolmetscher den englischen und französischen Generalen, die ihre Sprache gegenseitig nicht oder nicht genügend verstanden, die Ausführungen übersetzte und nachher die Beschlüsse ausarbeitete, also einer der denkbar besten Zeugen. An einigen Stellen haut er kräftig daneben, z. B. wenn er behauptet, der General Foch habe am 6. September 1914 mit 70 000 Mann den vereinigten Armeen von Bülow und Hausen widerstanden.

*) Hindenburg bezeugt ausdrücklich Seite 307, daß im Osten noch kriegsbrauchbare Truppen vorhanden waren.

**) Das vollständige Zitat in Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn S 21.

die 300 000 Mann stark waren. In dem, was er über die Vorgänge im Kriegsrat der Verbündeten berichtet und was er an Daten über ihre Armeen im Jahre 1918 gibt, macht er aber einen durchaus zuverlässigen Eindruck*)

Das dritte ist „The last four months of the war" von General Maurice.

Aus diesen Büchern erfahren wir nun, daß es unter den Verbündeten über die Fortführung des Krieges im Jahre 1918 zwei entgegengesetzte Ansichten gab. Die eine, die namentlich der Chef des englischen Generalstabes Robertson vertrat, war, daß man immer so weiterkämpfen solle, wie bisher; wenn auch die Verluste noch so groß seien, so müsse bei der Ueberzahl der Verbündeten doch schließlich das Ergebnis sein, daß, wenn, wie Wright es sarkastisch ausdrückt, alle Deutschen tot seien, immer noch einige Engländer und Franzosen vorhanden und also die Sieger sein würden. Robertsons Strategie bestand also darin, immer mehr Mannschaften auszuheben. Die andere Meinung, vertreten von Lloyd George, der sich von General Wilson beraten ließ, war, sich in Frankreich im Jahre 1918 defensiv zu verhalten, dafür aber einen entscheidenden Schlag gegen die Türken in Syrien zu führen. Wenn man erst in Aleppo sei, werde die Türkei zusammenbrechen, und das werde dem ganzen Bunde der Viermächte einen Stoß geben. Der Defensive in Frankreich aber dürfe man vertrauen; denn da es den Engländern und Franzosen trotz doppelter Ueberlegenheit und immer wiederholten, wochen- und monatelang fortgesetzten Anstürmen nicht gelungen sei, die deutsche Linie zu durchbrechen, so werde es Ludendorff mit kaum mehr als gleichen Kräften auch nicht gelingen. Im Jahre 1919 aber, wenn die Masse der Amerikaner angelangt sei, könnten die Verbündeten, falls es dann noch nötig sei, in Frankreich von neuem zur Offensive schreiten.

Um die Defensive glücklich durchzuführen, erklärte aber Lloyd George weiter, sei es nötig, eine einheitliche Leitung zu schaffen. Daß man alle die Jahre bisher erfolglos gekämpft habe, sei geschehen, weil die Einheit des Handelns der verschiedenen Armeen gefehlt habe. Einen wirklichen Oberfeldherrn wollte man nun allerdings nicht einsetzen; dazu waren der Gegensatz und die Eifersucht der verschiedenen Völker zu stark. Aber man schuf den Obersten Kriegsrat in Versailles unter dem Vorsitz des französischen Generals Foch und gab diesem die Verfügung über die Gesamtheit der aus allen Armeen abzuzweigenden Reserven. In den voraufgehenden Jahren hatte man, so schädlich das Fehlen einer einheitlichen Führung war, ihrer doch eher entbehren können, da man eine offensive Strategie verfolgte und jede Armee für sich angreifen konnte. Fiel man aber in die Defensive, so war man in der Gefahr, daß der Feind an irgend einem Punkt eine sehr große Ueberlegenheit entwickelte und die Verbündeten einzeln überwand, da die Reserve, sei es bloß der Engländer, sei es bloß der Franzosen; vielleicht nicht genügte. Die Defensive konnte also nur gesichert

*) Einige Belege aus diesem Buch gebe ich wörtlich im Anhang. Eine vollständige Uebersetzung erscheint soeben im Verlag für Kulturpolitik, München.

werden durch eine Generalreserve, über die ein Führer verfügte dessen Blick nicht durch die Grenzen seiner eigenen Front und die etwaigen Gefahren seiner eigenen Front beschränkt war. Beim Obersten Kriegsrat, der über die Reserve disponieren sollte, lag also tatsächlich ein wenn auch beschränktes Oberkommando, und als englisches Mitglied dieses Kriegsrats neben dem Franzosen Foch, dem Italiener Cadorna, dem Amerikaner Bliss, bestimmte Lloyd George nicht den bisherigen Chef des englischen Generalstabes Robertson sondern den General Wilson.

Ueber diese Entscheidung geriet Robertson völlig außer sich Der sachliche und der persönliche Gegensatz verschmolzen sich, und Robertson ging in seiner Wut soweit, daß er beschloß, seine Gegner durch ein militärisch-politisches Komplott in die Luft zu sprengen Er stand von je mit dem angesehensten englischen Militärschriftsteller, dem Obersten Repington, in Verbindung, und Repington veröffentlichte in der Morningpost vom 11. Februar das Wesentliche des eben beschlossenen Kriegsplans, die Schaffung der einheitlichen Reserve und Oberführung und die Absicht des syrischen Feldzuges, um beides zu verdammen. Repington höhnte darüber in Uebereinstimmung mit den Ansichten Robertsons, daß man die Entscheidung nicht auf dem Hauptkriegsschauplatz in Frankreich, sondern auf einem Nebenkriegsschauplatz suchen wollte, und hoffte, daß das Unterhaus von seiner Darlegung fortgerissen, Lloyd George und mit ihm den General Wilson stürzen werde. Daß auch wir auf diese Weise den Kriegsplan erfuhren, ließ ihn kalt. Lloyd George ließ Anklage gegen Repington erheben, wobei aber sehr klug das Verraten des syrischen Plans nur beiläufig erwähnt wurde, um nicht die Deutschen gar zu sehr darauf hin zu weisen, wie wichtig gerade dieses Stück für England war. Repington wurde verurteilt, freilich nur zu einer Geldstrafe: das Unterhaus hielt zu Lloyd George und dieser behauptete sich in der Regierung und gab Robertson den Abschied. Eine Zeitlang sträubte sich dieser zu gehn, kam nach wie vor auf sein Büro, erteilte Befehle, und der Kriegsminister hatte nicht den Mut, ihn auszuweisen. Robertson hoffte auf einen Umschwung im Unterhause und ging erst, als dieses sich definitiv für Lloyd George entschieden hatte.

Erfolgreicher war die Intrigue an anderer Stelle. Die beiden Höchstkommandierenden der englischen und der französischen Armee, Haig und Pétain, waren ebenfalls sehr unzufrieden mit der Einsetzung des Kriegsrats, der über die Reserven verfügen sollte. Der Kriegsrat unter der Führung von Foch beschloß, eine Reserve-Armee bei Amiens aufzustellen, die Hauptreserve bei Paris und eine dritte Armee in der Dauphiné, um sie von dort entweder nach Italien zu senden oder sie nach Paris an die Hauptreserve heranzuziehen. Auch daß die Deutschen sich beifallen lassen könnten, durch die Schweiz zu marschieren, um die Franzosen im Süden zu umgehen, wurde sehr ernsthaft erwogen. Haig und Pétain gaben aber die bei ihnen angeforderten Divisionen für die Reserven nicht ab. Haig führte den Befehl nicht nur nicht aus, sondern unterließ auch jede Antwort, bis der Kampf an der Front bereits im Entbrennen und es für die Ausführung zu spät war. Die Folge war, daß die Front ziemlich gleichmäßig

besetzt und hinter jedem Abschnitt auch gleichmäßig eine kleine Reserve stand. Haig und Pétain hatten verabredet, daß sie sich im Notfall gegenseitig zu Hilfe kommen würden und zwar in der Form, daß der Nicht-Angegriffene einen Teil der angrenzenden Front des Angegriffenen übernahm und dessen Divisionen an dieser Stelle freimachte. Bis eine in dieser Art freigemachte Reserve an den Platz der Entscheidung kam, mußte natürlich eine längere Zeit vergehen und diese Zeit wurde noch mehr ausgedehnt dadurch, daß man erst sicher erkennen mußte, wo der Hauptangriff und wo etwaige bloße Scheinangriffe stattfanden. Erst am vierten Tage sollten deshalb die Truppen der Nachbar-Armee verpflichtet sein, sich in Bewegung zu setzen.

Am 21. März brachen die von Ludendorff auf einer Strecke von 70 Kilometern beiderseits von St. Quentin gesammelten 40—50 Divisionen (nach Wright 64) los. Ludendorff glaubt, man habe den Gegner überrascht. Nach Wright aber hat man sowohl die Stelle wie den Termin des deutschen Angriffs drüben ziemlich genau erkannt. Er traf den südlichsten Teil der englischen Front, da wo sie an die französische anschloß. Der gewaltigen Masse der Deutschen stand neben einem Teil der Armee Byng nur die Armee Gough mit im ganzen 14 Divisionen gegenüber, und an der Hauptstelle wurden nach Wright von General Hutier 23 deutsche Divisionen auf nur drei bis vier englische geworfen. Gerade diese Strecke der Front, die die Engländer erst kürzlich von den Franzosen übernommen hatten, war besonders schwach besetzt; jede Division hatte 6 km zu decken. Haig hatte wohl den nördlicheren Teil seiner Front stärker besetzt in der Meinung, die für die Engländer besonders wichtigen Kanalhäfen dadurch mehr zu sichern. Wie die Franzosen immer in erster Linie an Paris, so dachten die Engländer immer in erster Linie an die Küste. Der Fehler wurde um so verhängnisvoller, als gemäß den getroffenen Verabredungen der südlichste Teil der englischen Front seine Unterstützung von den Franzosen erhalten mußte, sie ihr also ebenfalls gemäß der Verabredung nur sehr langsam zufließen konnten, sicherlich auch deshalb und noch mehr deshalb, weil die Franzosen eben immer vor allem Paris zu decken wünschten. Die Engländer wehrten sich aufs äußerste und die ganze Armee Gough ist vernichtet worden, da es tatsächlich eine ganze Woche gedauert hat, ohne daß ihr eine wesentliche Hilfe wurde. Die Deutschen kamen bis vor die Tore von Amiens, und hätten sie diesen Straßen- und Eisenbahn-Knotenpunkt genommen, so waren die englische und französische Armee getrennt und der große Sieg, so wie ihn Ludendorff geträumt hatte, gewonnen. Clemenceau benachrichtigte den Präsidenten Poincaré, daß er sich bereit halten müsse, die Regierung nach Bordeaux zu verlegen.

Wright tadelt Ludendorff, daß er für seinen Angriff den Teil der feindlichen Front gewählt habe, wo sich die englische und französische Armee berührten. Denn hier sei es am leichtesten gewesen, englische und französische Divisionen auf ihren eigenen Etappenlinien aus der Reserve in die Front zu bringen. Aber die Verzettelung der Reserve-Divisionen gleichmäßig unmittelbar hinter der Front,

statt gesammelt weiter rückwärts, und die so ganz und gar zweckwidrige Verabredung zwischen Haig und Pétain über die Art der Heranführung machte jede schnelle Hilfeleistung unmöglich, und der Angriffspunkt Ludendorffs, der theoretisch unrichtig gewählt war, gereichte ihm praktisch zum entscheidenden Vorteil.

Trotz allem erreichten die Deutschen ihr Ziel, die Einnahme von Amiens, nicht. Im letzten Augenblick brachte Foch noch eine französische Division heran, vor deren Widerstand der Angriff erlahmte. Man muß doch wohl sagen, daß Ludendorff auf eine fast beispiellose Weise vom Glücke begünstigt war, da man leicht vermeidliche, unberechenbare Fehler der feindlichen Führung als Glücksfall für die Gegenseite buchen darf. Der deutsche Sieg war wirklich zum Greifen nahe. Dennoch entging er uns, weil der Ludendorffsche Plan selber an einem Grundfehler litt, der auf keine Weise auszugleichen war. Auch bei einem numerisch sehr viel schwächeren Feind erforderte das Vorrücken an sich Anstrengungen, die die Kräfte sehr schnell verzehrten. „Der Munitionsnachschub war nicht ergiebig genug, auch Verpflegungsschwierigkeiten traten ein", schreibt Ludendorff selber (Kr.-Er. 482). „Die Wiederherstellung der Straßen und Eisenbahnen kostete trotz aller vorausschauenden Vorbereitungen zu viel Zeit." Diese Schwierigkeit der Bewegung war es ja auch immer wieder gewesen, die es in den voraufgehenden Feldzügen den Alliierten unmöglich gemacht hatte, auch wenn sie noch so große augenblickliche Vorteile gewannen, die deutsche Linie wirklich zu durchbrechen. Hier kam noch die besondere Schwierigkeit des Trichtergeländes als Nachlaß früherer Kämpfe auf derselben Stelle hinzu. Die Verhältnisse erinnern an die Bedingungen des Siebenjährigen Krieges, wo Vorstöße und Siege immer nach ganz wenigen Märschen zum Stehen kamen, weil die Magazine nachgefahren werden mußten. Daß der deutsche Angriff nach Ludendorffs eigenem Zeugnis nicht sowohl an dem feindlichen Widerstand, als an seiner eigenen Unmöglichkeit gescheitert ist, ist das Verdammungsurteil für die Ludendorffsche Strategie.

Die Ludendorffsche Armee konnte die Schwierigkeiten um so weniger überwinden, als sie großen Mangel an Pferden hatte und die Pferde in schlechtem Futterzustand waren. Auch das Benzin für die Automobile war sehr knapp.

Immerhin war im Süden die 18. Armee in sieben Tagen etwa 60 Kilometer (bis Montdidier) vorwärtsgekommen; weiter nördlich aber, wo die Engländer dichter standen als bei der Armee Gough und von den Nachbarn auch schneller unterstützt wurden, als Gough von den Franzosen, da war der Fortschritt der Deutschen gering geblieben und das Abschnüren des Cambrai-Bogens, worauf alles angelegt war, war mißlungen. Ludendorff schiebt die Schuld auf die Führung der nördlichsten, der 17. Armee, die den einzelnen Gruppen zu viel taktische Freiheit gegeben habe.

Das Ergebnis ist: Lloyd George, der Zivilist, hatte die militärischen Erfahrungen der vier ersten Kriegsjahre besser gewertet als General Ludendorff, als er kaltblütig feststellte, daß, da die Verbündeten die feindliche Linie nicht hätten durchbrechen können, es den Deutschen

ebenso wenig gelingen werde. Ludendorff aber, statt nach dem Fehlschlag vor Amiens die Hoffnungslosigkeit seines Beginnens einzusehen, versuchte es immer von neuem bald hier, bald da, und da es immer von neuem das opfervolle Anstürmen nach einem Anfangserfolg zum Stocken kam, so wurde dem deutschen Volk in den Heeresberichten verkündet, daß der wesentliche Erfolg darin liege, daß die Reserven des Feindes durch unser geschicktes Verfahren aufgezehrt würden. Wir haben gesehen, daß ganz umgekehrt bei unserem ersten erfolgreichen Ansturm unser Gewinn hauptsächlich darauf beruhte, daß die feindlichen Reserven infolge des Zwiespalts und der Unfähigkeit der feindlichen Führung nicht eingesetzt worden waren. Im Schrecken über unser Vordringen verstummte aber endlich drüben die Fronde Haigs und Pétains und unterwarf sich der einheitlichen Leitung durch Foch, worauf nunmehr natürlich alle und jede Möglichkeit eines deutschen Sieges ausgeschlossen war. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß ja auch im zweiten und dritten Ansturm, in Flandern und am Damenweg, die Deutschen noch große Erfolge gehabt haben. Da die Offensive vor der Defensive den Vorteil hat, an der Stelle, die sie sich aussucht, Uebermacht konzentrieren zu können, so ist ein Anfangserfolg von vornherein wahrscheinlich. Aber nicht der Anfangserfolg entscheidet, sondern der Enderfolg, und dieser war bei dem bestehenden Kräfteverhältnis ausgeschlossen. Das wird bewiesen durch den Gang der Dinge bei dem ersten und erfolgreichsten Vorstoß, der vor Amiens nicht sowohl vor feindlichem Widerstand als in der eigenen Erschöpfung zum Stehen kam.

Foch sprach mit der höchsten Anerkennung von der Leistung der deutschen Soldaten; die deutsche Strategie aber nannte er spöttisch „Büffel-Strategie".

Der Versuch Ludendorffs, nachdem ein Angriff sich festgelaufen hatte, ihn an einer anderen Stelle aufzunehmen, verstößt gegen ein von Clausewitz aufgestelltes Grundgesetz, wonach ein militärischer Erfolg immer am besten an der Stelle ausgenutzt wird, wo er erfochten ist. Gewiß wurden auf diese Weise noch dreimal schöne Erfolge erzielt, aber es waren eben immer nur „Anfangserfolge", die, da sie nicht weitergeführt wurden, den überaus empfindlichen strategischen Nachteil im Gefolge hatten, daß unsere Front eine immer ungünstigere Gestalt erhielt. 1917 war Ludendorff klugerweise freiwillig aus der weit vorgebogenen Stellung in eine geradere Linie zurückgegangen. Jetzt hatten wir dasselbe Gebiet wieder inne, das wir damals geräumt und verwüstet hatten und gerieten wieder in die Gefahr, in der Flanke gefaßt zu werden. Während die französischen und englischen Staatsmänner vor den immer neuen deutschen Siegen schon fast in die Knie sanken, erklärte Foch kaltblütig, das habe nichts zu bedeuten, denn die Deutschen gäben auf diese Weise Gelegenheit zum Gegenstoß.

Hier zeigt sich, daß Foch tatsächlich nicht nur vermöge der Uebermacht der Alliierten, sondern auch als Stratege Ludendorff überlegen war. Denn Foch zog aus unseren taktischen Erfolgen den richtigen Schluß, daß, weil sie nur Halb-Erfolge waren, sie uns stra-

tegisch zum Verderben werden würden. Ludendorff zog diesen Schluß nicht.

Ludendorffs große Offensive im Jahre 1918 war von vornherein hoffnungslos und zum Scheitern verdammt. General v. Kuhl verteidigt sie (Preuß. Jahrb. Nov.-Heft Bd. 186 S. 179) mit dem Hinweis, daß Falkenhayns Ermattungsstrategie in den Jahren 1915 und 1916 uns dem Kriegsende nicht näher gebracht habe. Wir haben schon gesehen, daß das nicht richtig ist, daß uns Falkenhayns und auch Ludendorffs Erfolge, verbunden mit dem U-Bootkrieg, dem Verständigungsfrieden im Sommer 1917 ganz nahe gebracht hatten und daß man zum wenigsten die Möglichkeit eines solchen Friedens zugeben muß, wenn nämlich Ludendorff nicht Bethmann gestürzt und dessen Nachfolger nicht in ihrer Methode so völlig versagt hätten. Der Versuch einer napoleonischen völligen Zerschmetterung der feindlichen Heeresmacht war falsch gedacht; man hätte von vornherein nur Entscheidungen im friderizianischen Sinne ins Auge fassen dürfen; eine Offensive mit beschränktem Ziel, um einen Ausdruck von Clausewitz, oder eine strategische Aushilfe, um einen Ausdruck von Moltke zu gebrauchen. Dieses beschränkte Ziel brauchte nicht an der Westfront, sondern konnte auch auf einem anderen Schauplatz des Weltkrieges gesucht werden.

Der österreichische General Krauss hat dargelegt, wie groß unsere Chancen bei einem Angriff auf die italienische Armee in Venetien gewesen wäre. Schon im Oktober 1917 war es ein offenbarer Fehler, die Entlastungsoffensive für die Oesterreicher auf einen bloßen Vorstoß und nicht auf einen Vernichtungsfeldzug mit Einsetzung aller Kraft anzulegen. Die italienische Armee stand wie in einem Sack und konnte durch einen gleichzeitigen Angriff von der Isonzofront und von der Tiroler Front aus bei taktischem Erfolg völlig abgeschnitten und vernichtet werden. Schon der Vorstoß von Tolmein warf ja die italienische Armee fast vollständig über den Haufen. Im Frühjahr 1918 hätte man die Offensive nach Krauss wieder aufnehmen können. Ludendorff in seinem Buche lehnt das ab und weist auf die Schwierigkeiten der Operation im Gebirge hin. Darin mag er nicht Unrecht haben. Wenn die Angriffe praktisch wirklich nicht durchführbar waren, so war der Plan natürlich unmöglich. Ludendorff aber läßt die Durchführbarkeit doch auch wieder zu, indem er zu dem anderen Einwand übergeht, daß selbst erfolgreich der Feldzug in Italien keine Entscheidung gebracht haben würde. Schlimmstenfalls würden sich die Italiener über den Po und hinter die Linie Mailand—Genua zurückgezogen und dort mit Hilfe von Verstärkungen ihrer Verbündeten sich behauptet haben. Es ist immer wieder derselbe Denkfehler, der auch den Feldzug in Frankreich unklar macht, daß Ludendorff zwischen einem Entscheidungsfeldzug und einem Teilerfolg nicht richtig unterscheidet. Natürlich war in Italien keine Entscheidung zu erfechten, die den Feindbund in die Kniee gezwungen hätte. Aber ein solcher Feldzug war überhaupt unmöglich, so wenig wie Friedrich je daran gedacht hat, Wien zu nehmen. Es konnte sich nur darum handeln, zu überlegen, wo mit der besten Aussicht auf Erfolg und mit dem

größten Gewinn eine Offensive mit beschränktem Ziel zu unternehmen war. Hätte sich Ludendorff klar gemacht, daß bei der rauhen Wirklichkeit der Stärkeverhältnisse an Männern wie an Gerät ein napoleonischer Sieg im Westen nichts als ein phantastischer Traum war, so hätte er notwendig zu dem Schluß kommen müssen, daß ein Teilerfolg, der durch seinen moralischen Eindruck den Feind willig machte, auf einen Verständigungsfrieden einzugehen, am leichtesten und am sichersten über die italienische Armee zu erfechten war. Man hätte in Italien keineswegs, wie Ludendorff meint, bloß Gelände gewonnen, sondern hätte gute Aussicht gehabt, die italienische Armee zu vernichten. Wenn man nicht erwarten darf, die feindliche Hauptarmee in einer Schlacht zu überwinden, sagt Friedrich der Große in seinem militärischen Testament, so muß man suchen, seine Detachements zu vernichten. Ludendorff empfiehlt in seinem neuen Buche so dringend die Schriften des großen Königs zu studieren. Er selber hatte es offenbar vor dem Kriege noch nicht getan, sonst würde er nicht so unbesonnen immer wieder dem Irrlicht, daß unter allen Umständen die „Entscheidung" erfochten werden müsse, nachgestrebt sein. Was für Friedrich dem Großen ein feindliches Detachement ist im Verhältnis zur Hauptarmee, das war im Weltkrieg die italienische Armee im Verhältnis zur Westfront. Im Obersten Kriegsrat war man auch nicht ohne Sorge vor einem Angriff der Deutschen in Italien und klagte sehr über die ungenügende Eisenbahnverbindung, die eine schnelle Unterstützung der Italiener so sehr erschwerte.

Wenn nun aber, während wir einen erheblichen Teil unserer Truppen mit den Oesterreichern gegen die Italiener vereinigten, die Alliierten an der Westfront von neuem mit ihren Stürmen einsetzten? Ludendorff schildert, wie furchtbar unsere Abwehrschlachten gewesen seien, wie große Verluste wir dabei hatten und wieviel lieber die Truppen jetzt zum Angriff übergingen. Ganz richtig, aber doch nicht entscheidend — vorausgesetzt, daß die Westmächte überhaupt vorhatten, ihre so oft und unter so entsetzlichen Verlusten verunglückten Angriffe auf unsere Front wieder aufzunehmen. Wir wissen, daß der General Robertson das in der Tat beabsichtigte. Am 11. Februar aber hatte Oberst Repington ja in einem Artikel der „Morningpost" aller Welt verraten, daß der Maulheld Lloyd George, der aus seiner Feigheit auf die Feigheit des Volkes schließe, den Kampf an der entscheidenden Stelle in Frankreich scheue und die Entscheidung in Syrien suche. Ich habe das Wesentliche dieses Artikels damals in den Preußischen Jahrbüchern (Märzheft 1918) abgedruckt (aufgenommen in die Sammlung „Krieg und Politik", Band III, S. 36 ff.). Man wußte also seit diesem Tage durch die Indiskretion, man muß wohl sagen durch den Landesverrat Repingtons, in Deutschland, daß die große Offensive im Westen zum mindesten sehr unwahrscheinlich sei. Damals waren freilich die Vorbereitungen für unsere eigene Offensive an der Front bereits im vollen Gange, aber bis zum Beginn des Angriffs (21. März) sind noch fünf Wochen vergangen; es wäre also sehr wohl möglich gewesen, den Operationsplan noch umzustoßen und den großen Schlag in Italien zu führen.

Was hat das Kriegsglück dem General Ludendorff damals alles in den Schoß geworfen! Die Enthüllung der feindlichen Pläne, den Zwiespalt der feindlichen Feldherrn, die denkbar verkehrtesten Anordnungen bei der Aufstellung der Reserven und den Abreden über ihre Verwendung seitens der beiden feindlichen Oberfeldherrn Haig und Pétain. Aber Glück, sagte der alte Moltke, hat auf die Dauer nur der Tüchtige. Dem Strategen Ludendorff zum Siegeslorbeer zu verhelfen, vermochte selbst die Glücksgöttin nicht.

Als sich zeigte, daß der erste große Vorstoß nicht zum vollen Erfolge, weder zur Abschnürung des Cambray-Bogens noch zur Einnahme von Amiens führte, da, erzählt uns Ludendorff (Kr.-Er. S. 484), habe er die Regierung gebeten, den Erfolg, den man doch immerhin gehabt hatte und der Frankreich erbeben machte, diplomatisch auszunutzen. Es sei nichts geschehen. Ganz richtig ist das tatsächlich nicht, da Kühlmann, wie wir gesehen haben, wieder eine Verhandlung angeknüpft hatte. Aber wir haben auch schon gesehen, wie alle diese Versuche, durch Kaninchengänge in die Festung des feindlichen Kriegswillens einzudringen, erfolglos bleiben mußten. Hätte Ludendorff den moralischen Mut und die moralische Selbstüberwindung besessen, die Konsequenz seines halben Erfolges, über den er sich keineswegs täuschte, zu ziehen, so hätte er es machen müssen, wie Napoleon oder Friedrich in ähnlichen Lagen, und mit der endlichen Erklärung über Belgien offen den Frieden anbieten. Als Napoleon im Frühjahr 1797, nach der Einnahme von Mantua von Oberitalien aus direkt auf Wien operierte, machte er, wohl erkennend, daß er für die Einnahme Wiens doch nicht stark genug sei, sieben Tagemärsche vor der feindlichen Hauptstadt halt und bot den Oesterreichern einen Frieden, bei dem sie eine große Erwerbung machen konnten (Venetien). Es ist nicht wahr, wie Ludendorff sich bei seinen mangelhaften historischen Kenntnissen und seiner noch mangelhafteren Psychologie einbildete, daß ein Friedensangebot immer ein Zeichen von Schwäche ist. Gewiß wäre es Kühlmanns Sache gewesen, im richtigen Augenblick das richtige Angebot zu formulieren. Aber war es denn unmöglich, daß der Erste Generalquartiermeister, statt immer in der patriotischen Pose des Starken zu verharren und dem Staatssekretär die undankbare Rolle des Nachgebenden zu überlassen, jetzt in der höchsten Not sich selbst überwand und seinerseits von dem Diplomaten das rechtzeitige Nachgeben forderte? Militärische Courage, hat Bismarck gesagt, ist im deutschen Volke häufig genug, Zivil-Courage aber selten. Als schließlich keine Courage mehr dazu gehörte, sondern nur Verzweiflung, da hat Ludendorff ja den Nachgiebigkeitsentschluß gefunden.

Für den Plan, in Frankreich anzugreifen und nicht in Italien, könnte man anführen, daß, wenn die große Operation auch nicht glückte, die Teilerfolge doch immer eine sehr große Wirkung erzielten. Ganz recht, aber da es eben nur Teilerfolge waren, so blieben sie zwecklos, wenn man nicht von Anfang an entschlossen war, sie diplomatisch in der Art auszunutzen, daß man zu einem Verständigungsfrieden gelangte. Ludendorff hat wirklich etwas davon gedämmert. Wir haben gehört, daß Oberst v. Haeften mit Zu-

stimmung des Generalquartiermeisters im Mai beim Auswärtigen Amt eine entgegenkommende Erklärung über Belgien anregte (oben S. 22). Es war gegen den 8. Mai, nach der Einnahme des Kemmel, die, wieder vom Glück begünstigt (man stieß zuerst auf die portugiesischen Divisionen), einen großen deutschen Erfolg darstellte. Was konnte es helfen, da ja Ludendorff wohl eine entgegenkommende Erklärung über Belgien anregen, aber nicht den allein entscheidenden vollen Verzicht auf Belgien zugestehen wollte? Lloyd George aber predigte: Deutschland besiegen oder sterben, denn mit diesem Volke ist ein vernünftiger Friede unmöglich

Als nach dem Mißglücken des Angriffs auf Reims (18. Juli) Foch nun den lange in Aussicht genommenen Flankenstoß machte und uns die Niederlage am 8. August beibrachte, zeigte sich, daß unsere rückwärtigen Stellungen nicht ausgebaut waren. Wie hatte eine umsichtige Heerführung das versäumen können? Die Arbeitskräfte hatten gefehlt. In Rußland aber hatten wir 600 000 Mann stehen, unter denen nicht mehr sehr viele Felddienstfähige, die aber sämtlich arbeitsdienstfähig waren. Nicht an den Händen also hatte es gefehlt, sondern an dem Geist, der die Hände an die Stelle dirigierte, wo sie nach der Anlage des Feldzuges am nötigsten waren. Pferde und Getreide hätten wir durch Ankauf mehr und billiger aus der Ukraine bezogen, als durch die Besetzung, die Ludendorff mit diesem wirtschaftlichen Grund zu motivieren sucht. Aus Wrisberg erfahren wir jetzt (S. 172), daß diese von Ludendorff so hoch geschätzten Pferdelieferungen der Ukraine „nicht über die ersten Anfänge herausgekommen sind".

Ludendorff ist als Strateg ganz dasselbe wie als Politiker. Er weiß nie, was er will. Er schwankt haltlos zwischen entgegengesetzten Bestrebungen hin und her. Er will den großen Sieg und unterläßt es doch, alle Kräfte auf den entscheidenden Punkt zu konzentrieren. Er will bloße Teilschläge und sieht nicht, daß die größte, ja eine unfehlbare Chance für einen gewaltigen Teilerfolg nicht in Frankreich, sondern in Italien zu seinen Füßen liegt.

Weshalb setzte Ludendorff seine männermordenden Angriffe noch fort, nachdem der ungenügende Erfolg des ersten ihm doch die Hoffnungslosigkeit seines Beginnens nur zu deutlich offenbart hatte? Wir haben gehört, daß er rechnete, daß bei weiteren Stößen die feindliche Front „gelegentlich" zusammenbrechen werde. Nehmen wir das Wort auf und nennen ihn, da er sich nicht als ein berufener Stratege gezeigt hat, einen gelegentlichen Strategen.

Er hatte aber noch eine andere Saite auf seinem Instrument.

Am 1. Juni 1918 schrieb der Kronprinz Rupprecht dem Reichskanzler, daß Ludendorff mit ihm der Ansicht sei, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein entscheidender, den Gegner vernichtender Sieg sich nicht mehr erreichen lasse; Ludendorff „hoffe jedoch auf die rettende Hilfe eines deus ex machina, nämlich auf den plötzlichen inneren Zusammenbruch einer der Westmächte nach Art des Zusammenbruchs des russischen Reichs". Ist das Strategie, oder ist das Politik, oder ist das der Traum eines Mannes ohne Verantwortungsgefühl? Ist das

noch Strategie, die sich selber keines Rates mehr weiß und auf das Unerwartete hofft?

Wie konnte er denn nun aber, fragen wir noch einmal, seine doch immerhin sehr bedeutenden Taten vollbringen, wenn er auf strategischem Gebiet ein so unklares Denken hatte? Die Durchführung der Schlacht bei Tannenberg, der Rückzug aus Südpolen und die Versetzung der Armee nach Westpreußen im Herbst 1914, der Rückzug in die Siegfried-Stellung 1917 und die Oberleitung des rumänischen Feldzuges bleiben doch unter allen Umständen strategische Leistungen hohen Ranges?

Das ist richtig und ist kein Widerspruch. Wir haben gesehen, daß Strategie im höchsten Sinne des Wortes eine in der Weltgeschichte selten genug auftretende Erscheinung ist. Wenn ich aufzählen wollte, welche Namen mir nach meiner Kenntnis der Kriegsgeschichte als die ganz großen erscheinen, so sind es im Laufe von 24 Jahrhunderten kaum 24. Von noch einigen mehr können wir es wohl vermuten, wissen aber nicht genug von ihnen, um hinter ihren Taten auch ihre Persönlichkeiten zu erkennen. Auch ohne zu den ganz großen zu gehören, kann ein Feldherr schon recht große Taten vollbringen, und, wie wir sahen, bei günstigen Umständen können auch Männer, die nur eine oder die andere Feldherrn-Eigenschaft besitzen, berechtigten Ruhm gewinnen. Ludendorff hat Kühnheit, Tätigkeit, Willenskraft und die Schule des preußischen Generalstabes. Für die Einzel-Feldzüge und die Einzel-Aufgaben, die ihm gestellt wurden reichte das aus. Aber für die große strategische Kombination und Konzeption, wie sie in den unerhörtesten Maßstäben dieser Weltkrieg erforderte, reichte seine Denkkraft nicht hin, besonders an den Stellen, wo die Strategie in Wechselwirkung trat mit der Politik, für die ihm das Organ nun einmal völlig versagt war. Die ganz großen Strategen sind aber sogar in noch höherem Maße Staatsmänner als Soldaten. Nichts ist charakteristischer für Napoleon, als daß er, der Berufssoldat, der Leutnant, mehr als das ganze erste Jahr des Revolutionskrieges vergehen ließ, ehe er sich zur Truppe meldete. Ludendorff war nichts als Soldat und eben deshalb kein Stratege. Die Kritik muß das aussprechen und sie muß ihn um so offener verdammen, als er nur durch unausgesetzte Beschimpfung und Verdächtigung nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Mitarbeiter und sogar seiner heldenmütigen Armee seine eigenen Fehler zu verhüllen und seine Blöße zu decken sucht.

Auf die Einzelfragen des Feldzuges von 1918, ob der Angriffspunkt im Norden gegen St. Omer—Calais nicht besser gewesen wäre, als in der Richtung auf Amiens; ob, als wir am 8. August geschlagen waren, nicht sofort der Rückzug in die Linie Antwerpen—Namur hätte angeordnet werden müssen, und was sonst noch von der Kritik vorgebracht worden ist, will ich nicht eingehen. Im Kriege gibt es selten etwas schlechthin Gutes; Vorteile und Nachteile müssen gegeneinander abgewogen werden und dabei sind Fehler unvermeidlich, um so mehr, als manche Faktoren unberechenbar sind. Einzelne Fehler entscheiden deshalb niemals über die Qualität eines Feldherrn; auch Friedrich, Napoleon und Moltke

sind nicht frei davon. Entscheidend aber ist, ob wir eine klare Linie sehen, ob die Grundanschauung den gegebenen Verhältnissen entspricht, ob Ziel und Mittel richtig gegeneinander abgewogen sind. Bei Ludendorff sind diese Forderungen nicht erfüllt. Nicht ein oder das andere Mal, sondern immer wieder finden wir bei ihm, daß ein großer Wurf mißlingt, weil sein Intellekt mit seinem Temperament nicht im Gleichgewicht steht. Die große Umgehung der Russen im Spätherbst 1915 mißlingt, weil die Kräfte nicht reichen. Das große wirtschaftliche „Hindenburg-Programm" stört mehr als es schafft. Die gewaltsame Konskription der belgischen Arbeiter wird ein Fiasko. Die Beseitigung Bethmann-Hollwegs bringt statt eines besseren Reichskanzlers Michaelis und Hertling. Die große Offensive von 1918 bleibt stecken. Das große Kriegsziel, von dem er immer spricht, soll zugleich ein sehr gemäßigtes sein.

Der allerdunkelste Punkt in Ludendorffs Laufbahn ist die plötzliche, drängende Waffenstillstandsforderung. Auch hier will wieder er es nicht gewesen sein. Wenn die Feinde uns keine ehrenvollen Bedingungen gewähren, so sollte weitergekämpft werden. Darauf hat schon Graf Hertling erwidert: wenn wir weiterkämpfen konnten — weshalb mußte denn der Waffenstillstand ohne jeden Aufschub erbeten werden? Ludendorff erklärt (S. 306): „die Ausstreuungen, ich habe im Nervenzusammenbruch gehandelt, sind unwahr". Ich bin in der Lage, zu dieser Frage einen Beitrag zu liefern. Nach dem Buche des Obersten Bauer muß man annehmen, daß dieser zwischen dem 29. September und 22. Oktober nicht in Berlin gewesen sei. Er ist aber tatsächlich Anfang Oktober aus dem Großen Hauptquartier nach Berlin gekommen und hat hier bei verschiedenen Herren, aus deren eigenem Munde ich die Erzählung habe, gefordert, daß Ludendorff auf der Stelle entfernt werde, da er mit seinen Nerven völlig zusammengebrochen sei. Derselbe Oberst Bauer schildert uns freilich weiter, wie nun drei Wochen später Ludendorff wirklich den Abschied erhielt, „daß mit dem Rücktritt des Feldherrn Krieg und Monarchie verloren gewesen sei" und rühmt von Ludendorff, daß dieser „denen, die ihm ergeben waren, auch in dunkler Stunde die Treue gehalten habe".

Den Mißerfolg der großen Offensive zu entschuldigen und den schließlichen Zusammenbruch zu erklären, hat man die Anklage erfunden, daß die sozialdemokratische Unterwühlung der Truppe dem Angriff die Sehnen durchschnitten und uns des schon fast vollendeten Sieges beraubt habe: Ludendorff in seiner blinden Aufregung will sogar Bethmann, weil er es nicht verstanden habe, die patriotische Stimmung aufrecht zu erhalten, für den Rückschlag verantwortlich machen, offenbar vergessend, daß jener den Kanzlerposten schon ein Jahr vorher abgegeben hatte und daß dieses Jahr an deutschem Heldentum noch so reich ist, wie irgend ein früheres. Auch Oberst Bauer bezeugt (S. 178), daß noch im Frühjahr 1918 die Stimmung der Truppe „vorzüglich" gewesen sei.

Wer das Für und Wider in dieser Frage sachlich nachprüfen will, der sei verwiesen auf die Schrift des jetzigen Reichsministers

des Innern Köster, wo die Tatsachen und Zahlen aufs sorgsamste zusammengestellt sind, auf die sich das Urteil aufbauen muß.

Es sind zwei Momente zu unterscheiden. Einmal die Anklage daß die Fronttruppe selber nicht das Gebührliche geleistet habe; das trifft die Kämpfe im Juli und August, und dann die Revolution, die uns kampfunfähig machte und uns zwang, uns auf jede Bedingung zu unterwerfen.

Noch im Sommer 1918 war die Westfront so gut wie immun gegen die bolschewistische Unterwühlung. Wir haben darüber das unangreifbare Zeugnis aus einer Sitzung der Leiter des vaterländischen Unterrichts vom 28. Juni, deren Ergebnis der Vorsitzende, Oberstleutnant Nicolai, dahin zusammenfaßte: „Ich habe aus den gesamten Ausführungen entnommen, daß Sie, die Sie in erster Linie die Hand am Pulse der Stimmung der Armeen hatten, diese Stimmung für gesund erklären." Der Vertreter der zweiten Armee erklärte ausdrücklich: „Die Anzahl der Anhänger der Sozialdemokratie sei nach sicherer Quelle sehr gering."

Ganz in Uebereinstimmung hiermit wird auch allseitig bezeugt, daß die Angriffe im Frühjahr an Schneid und Kraft allen Anforderungen genügt haben.

Woher denn nun im Juli der Umschwung?

Dieser Umschwung hat garnicht stattgefunden. Es ist richtig, daß die Unabhängigen und Kommunisten namentlich durch die aus der Heimat anlangenden Ersatzmannschaften die Moral der Truppe zu vergiften trachteten. Sie selber haben sich dessen immer wieder gerühmt. Es ist auch richtig, daß die Fronttruppe geschwächt war durch viele Tausende von Deserteuren, die sich in der Etappe herumtrieben oder gar zum Feinde überliefen. Trotzdem hat sich mit ganz wenigen Ausnahmen die Armee im ganzen bis zum Zusammenbruch tadellos geschlagen und selbst auf dem überhasteten Rückmarsch im Waffenstillstand noch die Ordnung gewahrt. Das Nachlassen der Kampfkraft wird zugestanden werden müssen. Das war bei den fürchterlichen Verlusten, den ungeheuerlichen Strapazen, der schlechten Verpflegung und den ungenügenden Erfolgen ganz natürlich, aber das Entscheidende war nicht das Versagen auf deutscher, sondern das gewaltige Anschwellen auf der anderen Seite. Die Engländer warfen, als der Schrecken über ihre Niederlage sie ergriff, 160 000, oder nach anderer Quelle sogar 350 000 Mann Ersatz über den Kanal; vom Juni ab rückten die Amerikaner in die Front und die Tankwaffe wuchs und wuchs und vervielfachte ihre Wirkung durch den künstlichen Nebel.

Was hatten wir dem entgegenzusetzen und wofür fochten wir noch? Ludendorff hatte den großen Sieg erfechten wollen, der uns den Frieden bringen sollte. Wir haben gesehen, wie er selber von unserer eigenen Kraft keinen Sieg mehr erwartete.

Wenn der Feldherr selber so empfand, was konnte von dem Mann verlangt werden, der in den Kugelregen geschickt wurde? Keine Truppe der Welt kämpft mehr, wenn der Kampf hoffnungslos geworden ist.

Die sozialistische Unterwühlung der Truppe mag zu diesem moralischen Niedergang einiges beigetragen haben, aber der Beitrag war sehr unerheblich, und sowohl die Renommage der Agitatoren, daß sie den Krieg entschieden hätten, wie die Klage der Ludendorffianer, daß der General von diesen Gegnern heimtückisch zu Falle gebracht worden sei, ist gleicherweise unberechtigt. Die ganze Vorstellung ist auch erst lange nach dem Kriege aufgetaucht.

Wenn also bis in den August und September wohl ein gewisses Nachlassen der Kampfkraft und Schwächung der Front durch Desertion festzustellen ist, gleichzeitig aber auch immer noch tapferes, ehrenvolles Kämpfen, warum und weshalb endete dann dieser noch keineswegs hoffnungslose Zustand in dem völligen Zusammenbruch der Meuterei und der Revolution?

Der Zusammenbruch war nicht die Folge der Revolution, sondern die Revolution war die Folge des Zusammenbruchs. Schwere, allerschwerste Meutereien hat es auch in der französischen Armee schon 1917 gegeben, aber man ist ihrer wieder Herr geworden, weil noch die Hoffnung auf den endlichen Sieg bestand; in Deutschland rissen die Bande des Gehorsams und der Treue, als es diese Hoffnung nicht mehr gab, als der Abfall und Zusammenbruch Bulgariens und Oesterreich-Ungarns uns isoliert hatte und Ludendorffs plötzliche Waffenstillstands-Forderung aller Welt kundgab, daß der Krieg für uns verloren sei.

Ein Held kann lieber sterben, als sich ergeben. Ein Schiffskapitän kann sich lieber mit seinem Schiff in die Luft sprengen, als die Flagge streichen. Ein Volk aber kann nicht sterben. Es kann, wenn es besiegt ist und keine Hoffnung mehr hat auf einen Umschwung, nur noch kämpfen um weniger böse Bedingungen der Unterwerfung. Wie aber konnte man das deutsche Volk aufrufen zu einem solchen Kampf? Man hatte es immer wieder belehrt, daß es einen Verständigungsfrieden nicht gebe, daß der Krieg nur mit völligem Siege der einen oder der andern Seite enden könne! Wenn das wahr gewesen war, was konnte es dann helfen, daß man den Widerstand noch einige Monate fortsetzte und noch einige hunderttausend Männer ihr Leben opferten? Nun war jener Satz freilich nicht wahr gewesen. Jetzt aber war er leider nur zu wahr geworden, und jedermann empfand das. Konnte man erwarten, daß die Gegner, ihres Sieges binnen absehbarer Frist völlig sicher, uns, ohne uns kampfunfähig gemacht zu haben, entlassen, und etwa gar eine Frist zur Erholung lassen würden? Zum Ueberfluß gebrauchten die Alliierten die Kriegslist, uns einen Frieden auf Grund der 14 Punkte zu versprechen, wenn wir uns vom Kaiser und den Hohenzollern trennen würden.

Im Ententelager hat man ganz umgekehrt die entrüstete Frage gestellt, weshalb man sich auf einen Waffenstillstand eingelassen, weshalb man der deutschen Armee die Illusion, sie sei im Felde unbesiegt geblieben, gelassen, weshalb man nicht den Krieg auf den deutschen Boden übertragen und die Kapitulation erzwungen habe?

Ueber diese Vorgänge im feindlichen Lager sind wir sehr gut unterrichtet durch das Buch des Generals Maurice, „The last four

months of the war". Maurice war Chef der Operationsabteilung im Generalstab des Generals Robertson, machte nach dessen Entlassung im Mai 1918 noch einen zweiten Versuch, durch einen journalistischen Angriff Lloyd George zu stürzen, erhielt darüber den Abschied und wurde Kriegs-Journalist. Sein Buch ist nicht so bedeutend, wie das von Wright, aber auch sehr wertvoll. Er erzählt ausführlich, wie er die ganze Front der alliierten Armeen abgefahren sei, um sich selbst von den Zuständen und Stimmungen zu überzeugen

Die Front der Verbündeten wünschte nach Maurice im Schwunge des Sieges den Deutschen vollends den Garaus zu machen; im besonderen die Million Amerikaner, die noch kaum gefochten hatte, begehrte nach Lorbeeren. Die Vorstellung, daß die Gegner ebenso erschöpft gewesen seien wie die Deutschen, ist also unrichtig; der Sieg hatte die gesunkene Moral der Franzosen und Engländer wieder gehoben. Strategisch aber stand die Sache anders. Einerseits waren die Amerikaner drauf und dran, an der Maas durchzubrechen, und es bestand für die deutsche Armee die äußerste Gefahr, daß sie von Süden her umgangen, zwischen Luxemburg und Lüttich abgeschnitten und schließlich vollständig gefangen genommen wurde. Andererseits mußte die Verfolgung der Franzosen und Engländer bald zum Stehen kommen, da es schlechterdings unmöglich war, auf den von den Deutschen zerstörten Straßen und Eisenbahnen mit lauter gesprengten Brücken den vorrückenden Truppen die Verpflegung und Munition nachzuführen. Es ist dieselbe Erfahrung, die ja auch Ludendorff bei seinem Vorstoß auf Amiens gemacht hatte.

Daß, wenn die Revolution nicht dazwischen kam, die Möglichkeit einer Fortsetzung des Kampfes für uns nicht ausgeschlossen war, muß also angenommen werden. Ludendorffs Drängen auf sofortigen Waffenstillstand (28. September) war militärisch, wie er es ja auch selber bald eingesehen hat, unberechtigt. Der englische Feldmarschall Haig hat darauf hingewiesen, daß Deutschland militärisch noch nicht gebrochen und die deutsche Armee noch widerstandsfähig sei. Der Vertreter Amerikas im Obersten Rat hat sich ähnlich geäußert. Was wäre nun geworden, wenn wir keine Revolution gehabt und die Waffenstillstandsbedingungen abgelehnt hätten? Mit Bestimmtheit wird man auch heute, wo man alle Verhältnisse übersieht, nicht sagen können, wie sich in den nächsten Tagen und Wochen dann die Lage gestaltet haben würde. Im Frühjahr aber, wenn auch der Angriff im Südosten vom Balkan und von Italien her einsetzte, hätte Deutschland auch ohne die Revolution zur Annahme jedes Friedens genötigt werden können. Der General Foch selber hat sich in der oben angeführten Schrift nicht darüber geäußert, weshalb er dem Waffenstillstand seine Zustimmung gegeben habe. Nach Maurice hat man auf die Fortsetzung des Kampfes verzichtet, weil man Lothringen und Belgien die Greuel des Kriegsschauplatzes zu ersparen wünschte und die Bedingungen des Waffenstillstandes, die Deutschland kampfunfähig machten, politisch einer militärischen Kapitulation gleich kamen.

So gewiß erst die Revolution uns die letzten Waffen aus der Hand geschlagen hat und es möglich ist, daß der Feindbund, um dem

Blutvergießen ein Ende zu machen, uns manche der schmachvollen Bedingungen erspart hätte, wenn wir noch weiter kämpfen konnten, so ist es doch auch möglich, daß, wenn wir den Kampf fortsetzten, wir im Frühjahr 1919 uns denselben Bedingungen unterwerfen mußten, wie im November 1918.

Daß wir unsererseits es nicht mehr auf diesen letzten äußersten Kampf ankommen ließen, hat uns, wie Köster sehr gut ausführt, wenigstens den Vorteil gebracht, daß der Waffenstillstand auf Grund der 14 Wilsonschen Punkte abgeschlossen worden ist. Diese Bedingung ist uns freilich nicht gehalten worden. Aber sie gibt uns für alle Zukunft einen Rechtstitel, auf den wir immer wieder zurückkommen können und werden.

Nicht bloß Verteidiger der Revolution, sondern auch zwei alte Offiziere, Oberstleutnant Deutelmoser, der erste Chef des Kriegspresseamts in Berlin, und Oberst Schwertfeger haben den Vorwurf gegen die Heimat energisch zurückgewiesen. Die „Dolchstoßlegende" ist Deutelmoser „grundsätzlich angesehn, offenkundiger Unsinn" (Berliner Tageblatt, 3. Oktober 1921), aber daß sie entstehen konnte, ist ihm dennoch erklärlich aus der militärischen Psychologie, der eigentümlich einseitigen politischen Einstellung des Soldaten im Kriege, der Konzentration aller geistigen Kräfte auf den Willen, dem durch den Krieg postulierten Ueberwiegen des Wagens über das Wägen. Erfunden aber sei die Dolchstoßlegende von unseren Feinden, als Sprengmittel für das nationale Einheitsempfinden des deutschen Volkes. Ihre Weiterverbreitung komme daher unseren Feinden zugute.

Absichtlich geschieht das gewiß nicht, füge ich hinzu, aber wer, wie der Oberst Bauer, nicht nur gegen die notorischen Landesverräter, sondern ganz allgemein den Vorwurf erhebt, Regierung und Heimat haben den Krieg absichtlich und verbrecherisch verspielt, der muß auf den Rückstoß gefaßt sein: die Oberste Heeresleitung hat den Krieg absichtlich und verbrecherisch verspielt, denn sie hat statt alles zu tun, den Verständigungsfrieden herbeizuführen, ihn nach Kräften zu verhindern gesucht und ihn erst angestrebt, als es zu spät war.

Gegen jene beiden Offiziere sind wieder einige andere angesehene Militär-Schriftsteller in die Schranken getreten und haben die Dolchstoß-Legende verteidigt, General v. Zwehl, Oberstleutnant Müller-Löbnitz (Roter Tag v. 9. November) und General v. Kuhl (in den Preuß. Jahrb. November-Heft und D. Allg. Zeit. 4. Dezember). Sie wollen den Vorwurf einschränken, auf diejenigen Elemente, die schon fast von Beginn des Krieges an systematisch an der Entnervung des Kriegswillens und der Auflösung der Disziplin gearbeitet, schließlich die große Meuterei ins Werk gesetzt haben und den Truppen, die noch Kampfesmut hatten, die Zufuhr abschnitten. Wenn der „Dolchstoß" wirklich nur in diesem Sinne gebraucht würde, dürfte man nicht widersprechen. Aber die ganze Aufmachung wäre dann auch so gut wie inhaltlos. So groß oder so klein man auch die Wirkung der moralischen Zersetzung und schließlich der Meuterei einschätzen mag: es ist unsinnig, um mit Deutelmoser zu reden, unsere Niederlage selbst auf sie zurückzuführen. Diese hat ihren letzten und

wahren Grund in ganz anderen Ursachen und die Meuterei war nur das Sekundäre. Auch General v. Zwehl nennt zwar seine Schrift den „Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres", im Text selber aber (S. 26) schildert er die militärische Lage als „wenn auch nicht hoffnungslos, doch schwierig". Das ist etwas anderes als „siegreich". Sachlich weichen unsere Auffassungen garnicht so sehr von einander ab. Ich muß mich nur insofern mit aller Entschiedenheit gegen die Dolchstoß-Formel erklären, weil sie benutzt wird, keineswegs von den genannten militärischen Schriftstellern, aber im Volke, die wahren und entscheidenden Ursachen unserer Niederlage zu verhüllen. Deshalb dürfen wir nicht davon abstehen, den „Dolchstoß" als eine Legende zu bezeichnen, denn vortrefflich sagt Müller-Loebnitz selbst in jenem Artikel: „Der Gedanke, daß die wirklich Schuldigen an einem so ungeheueren Geschehen der Beruhigung halber frei ausgehen, oder auch nur milde angefaßt werden sollen, ist einfach unerträglich! Nein, hier gibt es nur einen Standpunkt: die Wahrheit muß herfür! Das allein führt zur Entgiftung der öffentlichen Meinung. Gewiß, Eintracht tut uns not, aber sie kommt nur durch Umkehr und Erneuerung. Diese aber ist ohne rücksichtslose Wahrheit, ohne Erkenntnis und Bekenntnis des Uebels unmöglich."

Gilt das von der einen, so gilt das auch von der anderen Seite. Verdammt man den Verrat der meuternden Armee, so darf man nicht vergessen, daß der erste Meuterer in diesem Kriege der Feldherr war, als er dem Kaiser, weil ihm dessen Politik nicht schien, den Dienst aufsagte. Darum komme ich auch rückhaltlos heraus mit meiner Anklage. Wie einst zwei große Männer, Bismarck und Moltke, das Deutsche Reich aufgebaut haben, so haben zwei andere es wieder zerstört: Tirpitz und Ludendorff. Jener, indem er durch seine sinnlosen Dreadnought-Bauten und die Verhinderung jedes Flottenabkommens den Argwohn der Engländer bis zur Raserei steigerte, und uns dadurch den Krieg auf den Hals zog; dieser, indem er den Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg verwandelte, den Krieg nicht zu führen verstand, und durch seine Auflehnung gegen den Kriegsherrn begann mit der Revolution, die endlich das Deutsche Reich unter sich begrub und verschlang. Bismarck machte seine Politik einst gegen die öffentliche Meinung. Ludendorff wurde getragen von der öffentlichen Meinung. Viele sehen darin eine Entschuldigung für seine Verkehrtheiten. Ist sie es? Nein, sie ist es nicht. Schuld wird nicht geringer durch Mitschuldige; die Industriellen und Professoren, die Ludendorff vorwärts trieben, durchschauten die Lage nicht so wie der General, und so bequem die Anlehnung für ihn war, so durfte er sich nicht auf sie verlassen. Wer es unternimmt, die Welt zu gestalten, muß hoch genug stehen, um zu wissen, daß die öffentliche Meinung kein Führer ist. Es ist schon so, daß nicht nur die Masse, sondern auch die Persönlichkeiten in der Weltgeschichte etwas bedeuten. Den Weltkrieg zu verhindern waren wir außerstande; man hätte ihn uns aufgezwungen, auch wenn wir im Juli 1914 eine andere Politik gemacht hätten. Wohl aber hätten wir, wenn Ludendorff ein anderer Mann gewesen wäre, den Krieg anders beenden können.

Aus dem Werke von Wright.

Die Somme-Offensive (Juli bis November 1916) hat den Engländern gekostet: 22 923 Offiziere und 476 553 Mann.

Die Arras-Offensive 1917 (April—Mai) hat gekostet: 9657 Offiziere und 186 453 Mann.

Die Kämpfe Juni bis Dezember 1917, die so gut wie kein Gelände einbrachten, haben gekostet: 26 459 Offiziere und 428 004 Mann.

Die Schlacht bei St. Quentin ist nach Wright (S. 121) die größte Niederlage, die die Engländer jemals erlitten haben. In den zehn Tagen vom 21. bis 31. März 1918 verloren sie 8840 Offiziere und 164 881 Mann.

Die Kämpfe von August bis November 1918 haben gekostet: 17 426 Offiziere und 340 745 Mann. Diese Zahl ist von besonderer Wichtigkeit; sie zeigt, wie energisch die angeblich moralisch zersetzte deutsche Armee sich auch auf dem Rückzug immer noch geschlagen hat.

Die Franzosen verloren nach Wright bei ihrer großen Offensive am Damenweg 1917 nur 107 000 Mann. Trotzdem meuterte ein großer Teil der Armee unter dem Ruf „à bas la guerre! plus de boucherie!" Man wurde der Meuterei wieder Herr, mußte aber für den Rest des Jahres auf eine Offensive verzichten. Dies ist, wohl zu bemerken, der psychologische Moment, wo die Kurie ihre Friedensvermittlung betrieb und von uns die Erklärung über Belgien erbat, die wir verweigerten.

Ueber das Zusammenwirken mit den Italienern schreibt Wright (S. 47):

Die Eisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Italien war so mangelhaft und ungenügend, daß einige der französischen Divisionen, die Cadorna zu Hilfe kamen, die Alpen zu Fuß hatten überschreiten müssen, wenn sie nicht zu spät kommen wollten. Als die ganze Westfront als eine Einheit genommen wurde, zeigte sich dieser Mangel sofort: eine Anzahl italienischer Divisionen hätte nach Frankreich oder englisch-französische Divisionen hätten nach Italien kommen können, wenn die Eisenbahnverbindung genügend verbessert worden wäre, um sie jederzeit, wo sie gerade nötig waren, hin- und herschieben zu können. Ein paar Wochen, ehe die Offensive 1918 begann, war es zu spät, um mit einem Bau anzufangen. Aber immer, wenn Weygand,

Fochs Stabschef, und Cadorna in Versailles das Thema bei den Zusammenkünften der militärischen Sachverständigen erörterten, pflegten sie darüber zu seufzen und zu stöhnen, daß es zu spät sei. Hätte jedoch eine einheitliche Befehlsgewalt für die gesamte Front von der Nordsee bis zum Adriatischen Meer von Anfang an bestanden, so hätte sich die Notwendigkeit der Verbesserung gezeigt, sobald die Verhandlungen nur begonnen hätten, und sie hätte sich mit Leichtigkeit in der ersten Kriegszeit ausführen lassen.

Caporetto wurde entscheidend für Mr. Lloyd George: Bei einer Anfang November in Rapallo tagenden Konferenz wurde der Oberste Kriegsrat gegründet als einheitlicher richtunggebender politischer Ausschuß der ganzen Entente. Er sollte zu einem monatlichen Zusammenkommen der führenden Minister jedes Landes in Versailles werden. Dazu wurde ihm ein permanenter Stab von Militärs (Military Representatives) in Versailles, die als militärische Sachverständige fungieren und die Operationen der gesamten Ententetruppen leiten sollten, beigegeben.

Ueber den Gegensatz von Soldaten und Politikern schreibt Kapitän Wright (S. 63):

Ueber jedes Kriegsereignis, und ganz besonders im modernen Krieg, gibt es eine Menge von Legenden, und ein wahrer Bericht müßte ungeheuer umfangreich oder geradezu endlos sein, wenn er etwa zu dem Zweck verfaßt würde, diesen Legendennebel aufzuklären und zu zerstreuen. So behauptete man damals — und einige Leute fahren fort, das nicht nur mündlich, sondern schriftlich zu wiederholen —, daß die Armee in diesem Winter 1917/18 förmlich nach Mannschaften hungerte, und daß unsere Staatsmänner unsere Soldaten gefährdeten und ihre Niederlage verschulden würden, weil sie sich weigerten, sie zu verstärken oder die zu ihrer Verstärkung notwendigen neuen Mannschaften auszuheben. Das ist nicht der Fall, es ist eine falsche Ansicht, die zu einem besondern Zweck erdacht und weiterverbreitet worden war: um nämlich das wiederholte und fast ständige Versagen der Kriegsführung zu vertuschen. Es wird immer noch von einfachen Leuten wiederholt, die stets geneigt sind zu glauben, daß Kriege nicht durch den Verstand gewonnen werden, und daß die, die die Denkarbeit leisten, ohne dabei Leib und Leben zu riskieren, stets im Unrecht sind, während die, die Leib und Leben riskieren, immer im Recht sind, wie wenig sie auch denken mögen.

Wright weist dann zahlenmäßig nach, wie ungeheuer das britische Aufgebot in Wahrheit gewesen ist und daß es im Frühjahr 1918 den Höhepunkt erreicht hat. „Wenn wir litten", schließt er diesen Abschnitt, „so war es nicht, weil, wie die Phrase lautete, die Politiker die Soldaten verrieten."

(S. 94 ff.) Die Generalstäbe sind in heutigen Kriegszeiten, wo die Nation zur Armee wird, die mächtigsten Organismen im Staat, denn fast jeder muß ihnen gehorchen und sie streben danach, den Staat selbst abzusetzen. Durch die ungeheure Patronage, die sie ausüben, legen sie Hand auf die Gesetzgebung und die Presse. Vor allem aber beherrschen sie die öffentliche Meinung, die sie nach Belieben um-

formen und gestalten. Denn sie haben jenen großen Täuschungsapparat mit seinen zwei Kurbeln in der Hand: die Zensur, die die Wahrheit verbirgt, und die Propaganda, die Falsches erfindet. Dieser Apparat, der ursprünglich nur für den einen Zweck, die Feinde zu täuschen, erfunden war, wurde allmählich, vielleicht unvermeidlich, mehr und mehr dazu verwendet, jedermann, Soldaten und Bürger, zu täuschen. Die „Moral" aufrecht zu erhalten, wie es im Kriegsjargon heißt, das ist der Zweck dieser zweiten Täuschung. Als ob die Männer, die ihr Leben so edelmütig ohne Zögern hingeben, der Lügen als eines weiteren Antriebs bedurft hätten! Der Apparat arbeitet leicht und wirksam, denn die Menschen bleiben in unserm erleuchteten Zeitalter der Zeitungen viel unwissender und lassen sich durch sie viel leichter irreleiten, als es durch mündliche Gerüchte je geschehen konnte, in einer vergangenen Zeit, ehe die Ausbreitung der Bildung es ermöglichte, den Menschen alles glaubhaft zu machen dadurch, daß man es druckte. Die Deutschen glaubten fest, halb London wäre abgebrannt, und wir haben nie etwas von den deutschen Siegen wie den bei Pilkallen erfahren, wo sie ganze 100 000 Russen gefangen nahmen.

Aber jede Fälschung, wie unentbehrlich (und in diesem Falle vielleicht unvermeidlich) sie auch sei, geschieht nur um einen gewissen Preis und hat, wie hier, oft unerwartete Rückschläge. Generäle können einen großen Ruf haben, der ganz und gar künstlich ist. Sie brauchen keine Siege zu erringen, keine Schlachten zu gewinnen. Das unterjochte Pressebüro und die zahme Herde der Sonderberichterstatter oder Sonderagenten der Presse tun es für sie. In der Obersten Heeresleitung und nicht an der Front blüht die Kunst der Verdrehung am stärksten und treibt die tollsten Blüten. Ueberall werden jetzt die Führer durch die geschäftige Arbeit zahlloser Publizisten so bemalt, daß man sie — aus der Entfernung — fälschlich für Napoleons hält. Schlauberger merken bald, daß es ein viel größeres Glück ist, den Bruder des Herausgebers einer der führenden Zeitungen der augenblicklich stärksten Partei als Hauptkaplan zu haben, als die deutsche Linie zu durchbrechen, und daß ein langer Besuch von einem einflußreichen Zeitungsbesitzer einem guten Operationsplan vorzuziehen ist.

Hinter der Front gelten Kritik und Zweifel als unerlaubt, und an der Front (sehr mit Recht) als Disziplinlosigkeit und Ungehorsam. Es wird für Generäle sogar überflüssig, Kriege zu gewinnen; sie gelten fast ebensosehr als Sieger, wenn sie sie verlieren. Das ist keine Phantasie, denn fast das ganze deutsche Volk hält Hindenburg für unbesiegt und unbesiegbar. Es glaubt, er wäre niemals unterlegen, sondern habe den Kampf abgebrochen und sich unterworfen, weil Deutschland von seinen Bundesgenossen im Stich gelassen wurde. Trotz des Waffenstillstands gilt er ihnen heute noch ebensosehr als Sieger wie zu der Zeit, wo seine Macht sich von Dünkirchen bis Kiew erstreckte. Und ehe wir sie als Narren verspotten, tun wir gut daran, uns ins Gedächtnis zu rufen, daß eine ganze Menge vernünftiger Leute bei uns der festen Ueberzeugung sind, daß der Rückzug der fünften Armee im März 1918 ein geniales Manöver war, und daß die meisten Leute

das, was die Deutschen das Blutbad an der Somme nennen, für einen Sieg der Alliierten halten, obwohl diese, fast doppelt so stark wie die Deutschen, nur ein paar Meilen Boden für einen ungeheuren Preis gewinnen konnten. Joffre, der durch seine Fehler in den ersten Wochen des Krieges den Krieg fast verlor, thront weiter in den Herzen der Franzosen als ein Nationalheld, wie sehr ihn auch alle Untersuchungskommissionen bloßstellen. Und zweifellos hätte Haig, wenn er, wie es allen Anschein hatte, im April 1918 ins Meer gedrängt worden wäre, trotzdem den gleichen unsterblichen Ruhm behalten, und ein anderer hätte schuld gehabt. Ein neuer Lehrsatz herrscht heutzutage: Armeeführer können keinen Fehler machen und sind nicht verantwortlich

Aktenstücke zur Gründung eines selbständigen Polenstaats.

Ich habe Ludendorffs Ostpolitik und deren Darstellung bei ihm im Text nur skizziert, will aber hier noch einige Aktenstücke folgen lassen, in die ich nachträglich Einsicht genommen habe.

Ludendorff (S. 183) verwahrt sich in scharfen Worten dagegen, daß er mit dem Gedanken der Selbständigkeitserklärung Polens belastet werde. Der Gedanke stamme aus der Politik, und auch General v. Falkenhayn habe sich damit abgefunden gehabt. „Hier lag wieder der Fall vor, daß die Politik das Ansehen der O.H.L. für die Erreichung ihrer Absichten vor der öffentlichen Meinung mißbrauchte und sie dann nachher mit ihrem Mißerfolge belastete". Ludendorff geht davon aus (S. 177), daß der Reichskanzler schon im August 1914 an ein Polen von Libau bis Odessa gedacht habe. „Dies entsprach der zarenfeindlichen und polenfreundlichen Politik der Sozialdemokratie, der Demokratie und des Zentrums im Frieden". „Unverkennbar ist bei dem Reichskanzler der Einfluß der parteipolitischen Verhältnisse Deutschlands, insonderheit der Einfluß der Reichstagsparteien. Wie weit er sich nur zum Vollstrecker des Willens dieser Parteien gemacht oder eine Politik aus eigenster Ueberzeugung getrieben hat, kann nur entscheiden, wer die damaligen innerpolitischen Verhältnisse genauer übersieht als ich es vermag." „Aus allen Zusammenhängen kann geschlossen werden, daß die äußere Politik, wie überall so auch in der polnischen Frage in vollständiger Abhängigkeit von innerpolitischen Anschauungen stand. Hierüber sollten die damaligen Reichstagsabgeordneten dem deutschen Volke Rechenschaft ablegen und sich über ihre Beteiligung an der Verkündung des Königreichs Polen ebenso einwandfrei äußern, wie es durch die O.H.L. geschehen ist."

Dann beschwert sich Ludendorff, daß der O.H.L. das befriedigende Ergebnis der Besprechungen am Anfang Juli 1916 zwischen dem Hamburger Bankier Fritz Warburg und dem russischen Staatsmann Potopropoff unbekannt geblieben sei. Der O.H.L. sei natürlich aus militärischen Gründen ein Friede mit Rußland sehr viel lieber gewesen, als noch so zahlreiche Truppen. Bethmann habe die

Proklamation des selbständigen Polen zuletzt noch einige Wochen hingezögert, so lange eine Aussicht auf einen Friedensschluß mit Rußland bestand. Dem habe die O.H.L. zugestimmt, aber um Fortsetzung der Verhandlungen mit Oesterreich gebeten, sonst gingen wiederum einige für die militärische Ausnutzung der polnischen Volkskraft wertvolle Wochen verloren.

Vergleichen wir nun diese Darstellung mit den Aktenstücken.

Ludendorff an den Unterstaatssekretär Zimmermann im Auswärtigen Amt.

27. August 1915.

Den Separatfrieden mit Rußland bekommen wir nicht, brauchen wir auch nicht, denn wir sind stark.

Nachdem mir Polen genommen ist, muß ich mir ein anderes Königreich in Litauen und Kurland gründen. Nur geben Sie mir politische Direktiven.

*

Dieser Brief ist, wie zu beachten, aus dem August 1915, also mehr als ein Jahr vor der Gründung Polens. Der zweite Absatz ist sachlich sehr viel harmloser, als er auf den ersten Anblick scheinen möchte. Das eben eroberte Polen war als besonderes Generalgouvernement dem General v. Beseler unterstellt worden und damit der Verwaltung Ludendorffs entzogen. Das Königreich, das er sich gründen will, ist also nur ein scherzhafter Ausdruck. Trotzdem hat neben dem ersten auch der zweite Absatz eine gewisse Bedeutung, weil daraus die Auffassung Ludendorffs über unser Verhältnis zu Rußland erhellt.

*

Aus einer Denkschrift des Staatssekretärs v. Jagow vom 2. September 1915.

Wie die Dinge sich in Rußland zu entwickeln scheinen, ist dort spätestens nach dem Kriege eine Revolution zu gewärtigen, deren Folgen man heute noch nicht übersehen kann. Bei der Natur des Russen, der oft unvermittelt aus einem Extrem in das andere fällt, ist eine völlige Umwälzung der inneren Verhältnisse nicht ausgeschlossen, die auch zum Sturz der Dynastie führen kann. Der Staat Peters d. Gr. war die Schöpfung eines Gewaltmenschen, ein Eingriff in die natürliche Entwicklung, der alle Schäden einer fehlenden organischen Entstehung hinterlassen hat. Das Beamtentum ist korrumpiert und verhaßt. Fällt die Autokratie, auf der die russische Staatsform beruht, so ist schließlich auch der Zerfall des Reiches nicht ausgeschlossen. Wird Polen dann unabhängig, so vollzieht sich die Neuordnung ohne uns, während wir sie jetzt bestimmen können.

*

In einem Schreiben des Reichskanzlers v. Bethmann an General v. Falkenhayn vom 16. September 1915 werden große Bedenken entwickelt, ob die militärische Ausnützung Polens ausführbar sei.

*

Ludendorff an Zimmermann.

20. 10. 15.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr festigt sich in mir der Gedanke, daß Polen auf keinen Fall an Rußland zurückgegeben werden darf, daß Polen auch nicht an Oesterreich fallen kann, sondern daß es ein mehr oder weniger selbständiges Staatengebilde unter deutscher Oberhoheit zu werden hat. Wir müssen für die Zukunft sicher gehen, die für uns eine schwere werden wird, um so schwerer, je weniger wir jetzt Rußland schwächen.

Wenn wir Oesterreich durch Serbien entschädigen und damit von Polen abziehen könnten, so wäre dies ein großes Glück

*

17. Juli 16.

Die Schweinerei bei den Oesterreichern hört nicht auf. Die Truppe hält nicht mehr, wie das auch die traurigen Ergebnisse der letzten Tage bewiesen haben.

Da richtet sich mein Auge wiederum auf Polen. Der Pole ist ein guter Soldat. Versagt Oesterreich, so müssen wir uns andere Kräfte zuführen.

Schaffen wir ein Großfürstentum Polen mit Warschau und Lublin und dann eine polnische Armee unter deutscher Führung. Mal kommt die polnische Armee doch, jetzt können wir sie brauchen.

Praktisch mag das unbequem sein. Das verschwindet aber vor der Bedeutung der Maßnahme für den Sieg, den wir holen wollen und holen müssen. Handeln wir, so lange es noch Zeit ist.

*

Die Briefe Ludendorffs an Zimmermann sind, wie wohl zu bemerken, geschrieben, ehe Ludendorff in die O.H.L. eintrat. Ob es sich mit dem Begriff der militärischen Disziplin vertrug, daß ein militärisches Teilkommando sich unter Umgehung der vorgesetzten Dienststelle, der O.H.L., direkt mit dem Auswärtigen Amt in Beziehung setzt, darüber möge man andere Generale fragen.

Am 23. Juli 1916 reichte der General v. Beseler seine große politische Denkschrift ein, in der die Schaffung eines selbständigen Polen empfohlen wird. Sie ist auch dem General Ludendorff zur Kenntnisnahme übergeben worden und er hat sie mit vielfachen zustimmenden Randbemerkungen versehen. Ich will davon nur eine wiedergeben. Beseler schreibt: „Es muß daher alles daran gesetzt werden, Oesterreich zur Aufgabe des polnischen Okkupationsgebietes zu bewegen und seine Zustimmung zu der geplanten polnischen Staatengründung zu erlangen."

Dazu macht Ludendorff die Randbemerkung: „Wird auch und muß möglich sein."

An anderen Stellen heißt es: „handeln", „also los!", so wie ich es oben im Text aus Riezler schon angeführt habe.

Etwas über drei Monate später, da Bethmann erst jede Möglichkeit eines Friedens mit Rußland ausschöpfen wollte, am 5. Nov. 1916, wurde die Proklamation des selbständigen Königreichs Polen

erlassen. Ob sie ein Fehler war, oder ob nicht vielleicht der Fehler vielmehr darin lag, daß der Gedanke nicht folgerichtig durchgeführt wurde, möge an dieser Stelle unerörtert bleiben. Ich sage deshalb ausdrücklich, daß ich Ludendorff aus seiner Beteiligung an dieser politischen Aktion keinen Vorwurf mache. Ich habe nur feststellen wollen, wie er sich zu ihr verhalten hat.

Der Gedanke, daß, wenn es einmal zwischen uns und Rußland zum Kriege kommen sollte, wir Polen wiederherstellen müßten, ist uralt, und ist schon von Bismarck geäußert worden. Daß Bethmann zu seiner Verwirklichung geschritten sei aus Nachgiebigkeit gegen Parteien im Reichstag, ist eine völlig haltlose Verdächtigung, die um so peinlicher wirkt, als jetzt urkundlich dargetan ist, daß gerade Ludendorff selber zu den Treibern gehört hat.

„Ludendorffs Selbstporträt" habe ich dieses Büchlein genannt. Man mag einwenden, daß es doch das Bild meines eigenen Urteils sei, das ich gezeichnet habe, aber man wird nicht bestreiten können, daß das Wesentliche meiner Arbeit in nichts anderem bestanden hat, als in der systematischen Zusammenstellung und Beleuchtung von Aeußerungen, die der Charakterisierte selber der Welt in seinen Büchern unterbreitet hat.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 106 298 3